<36608593760014

<36608593760014

Bayer. Staatsbibliothek

Gall.oct. 963-1

H. p. k. 2574. d.
H: P: 2574 d

Erster Theil.

J. B. 1802 — A. W. Küffner sc.

Allgemeinfaßliche Geschichte der französischen Revolution.

Für den gemeinen Mann erzählt von Gottlieb Wahrmuth.

Erster Band.

Mit einem Titelkupfer.

Straubing, 1803
in der von Schmidischen Buchhandlung.

Nro. 5968

Geschichte der französischen Revolution.

Imprimatur.

München am 12. Jänner 1802, Churfürstl. Bücher = Censur = Spezialkommission.

Westenrieder, Direktor.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

von Bube.

Vorerinnerung.

Die Gefahr ist vorüber, und wir erzählen uns nun gerne, wie Vieles wir überstanden haben. Vergnügt, daß wir einem noch grösserm Uebel entronnen sind, verplaudern wir im Zirkel unserer Hausgenossen und Nachbarn den Abend, und was uns das Nächste ist, und uns am Schwersten getroffen hat, das ist auch gewöhnlich der nächste Inhalt unsers Gesprächs. So kommen wir auf die französische Revolution hinüber; das Gespräch leitet uns immer weiter und weiter; begierig, den Zusammenhang noch unbekannter Vorfälle mit dem, was in unsrer Gegend sich zutrug, zu erfah-

ren

ren, werden wir immer lüsterner, das Vorhergeschehene inne zu werden. Freilich maßt sich Dieser und Jener an, mehr davon zu wissen, als sein Nachbar, und schwätzt, und — lügt uns die Ohren voll; immer bleiben wir im Dunkeln, wie zuvor, und nur selten haben wir Gelegenheit, der Wahrheit näher zu kommen.

In dieser Hinsicht habe ich mir vorgenommen, hier, der Wahrheit getreu und in möglichster Kürze, zu erzählen, was der Grund der französischen Revolution war, und wie sie sich fortpflanzte, bis es endlich dahin kam, wohin wir es itzt gekommen sehen. Die vielen Ereignisse während dieses Zeitraums, von welchen wir öfters in Zeitungen gelesen haben, durch diese aber nicht immer getreu unterrichtet worden sind, und welche auch unser Gedächtniß, der neuern Begebenheiten, die uns näher angiengen, wegen, nicht lebendig aufbehalten hat, gewähren eine anziehende Lektüre.

Aber nicht bloß anziehend, auch nützlich kann diese Lektüre für uns werden. Der einzelne Mensch kann sich, wenn er die Handlungen der Menschen um sich mit ihren nothwendigen Folgen aufmerksam beobachtet, aus diesen Handlungen und Folgen Regeln für seine Handlungs- und Lebensweise abziehen; wenigstens geben ihm solche Erfahrungen die erste Veranlassung hiezu. Was eigne Erfahrung nicht lehrt, das kann fremde thun: die Geschichte ist eine vortrefliche Lehrmeisterin. — So wird es auch unbestreitbar sein, daß durch die Geschichte der französischen Revolution sowohl Regenten als Unterthanen lernen können, welche Folgen ein vernunftwiedriges, leidenschaftliches Betragen nach sich ziehen, und wozu auf der einen Seite Verschwendung, und Schwäche des Geistes und des Karakters; auf der andern aber Unwissenheit und Zügellosigkeit, welche von bösen Menschen so leicht zu bösen Handlungen mißbraucht werden, führen können.

Wenn

Wenn wir uns daher die Begebenheiten in *Frankreich* während der Revolution zu Herzen nehmen wollen; so werden wir einsehen lernen, wie vieles Unheil gewaltsame Revolutionen stiften, und wie sehr wir Ursache haben, jeden Weg der Güte zu versuchen, um eingerissene Mißbräuche abzustellen; wir werden lernen, wie nothwendig es sei, sich von den eingeschlichenen Mißbräuchen seiner Heimath selbst zu überzeugen, um weder von denen, welche *itzt* Nutzen von den Mißbräuchen ziehen, noch von andern, welche durch Abstellung derselben *in Zukunft* auf eine uns sehr empfindliche Art ihren Eigennuz zu befriedigen suchen, hintergangen zu werden; wir werden dadurch lernen, daß es besser und deutscher sei, mit biederer Offenheit die eingeschlichenen Fehler zu rügen, und auf Abstellung derselben männlich zu dringen, als, der Stimme seines Eigennuzes folgend, zu viel zu begehren, und alles Bestehende umzuändern, ohne etwas Besseres an seine Stelle setzen zu können; wir werden endlich deutlich einsehen,

hen, auf welche Abwege ein Volk bei gewaltsamen Umkehrungen gerathen, und welchen Menschen es zum Spielzeuge ihrer Leidenschaften dienen könne, — und, überzeugt hievon, werden wir, bieder und rechtlich, den offenen geraden Gang wählen, und dabei unsern Weg nicht so oft verfehlen, als ihn eine gewaltsame Revolution verfehlt haben mag, welche Ungerechtigkeiten auf Ungerechtigkeiten, und Verheerungen auf Verheerungen häufte. Und wird irgendwo die Stimme eines solchen Mannes nicht gehört, und sein Recht fortan verlezet, o so dulde er lieber, als daß er die Veranlassung so vieler Gräuel werde! *

Ich

* Mit erneuertem Patriotism denke ich hier an die wohlthätigen stillen Revolutionen, welche, aus dem Bisshergeschehenen zu schliessen, meinem lieben Vaterlande, Baiern, durch den Regenten selbst bevorstehen. Welcher rechtliche Unterthan dieses Büchlein durchgelesen hat, wird finden, wie vieles Zutrauen er seiner Regierung schenken soll, indem er einsehen wird, wie viele Wohlthaten sie ihm zutheilen will.

— — —

Ich habe mir vorgesetzt, nur ein für Recht und Gewissen schlagendes Herz reden zu lassen, und vor den Fehlern und Leidenschaften zu warnen, welche die Veranlassung und der nährende Stoff der französischen Revolution waren. Diese Warnung könnte Manchem zu spät gekommen, und nun überflüssig schienen; ich denke aber, daß die nämlichen Ursachen immer die nämlichen Folgen nach sich ziehen, und daß, wenn auch nicht immer die Fehler, doch die Leidenschaften in meinem lieben deutschen Vaterlande rege sind, welche statt des ruhigen Fortschreitens zum Bessern eine gewaltsame und blutige Umkehrung der Dinge, die für uns nicht anders, als schrecklich und verderblich sein würde, und vor der uns der liebe Gott bewahren möge, bewürken könnten.

Ich habe für die Mittelklasse geschrieben. Kürze und Deutlichkeit, dabei aber doch möglichste Vollständigkeit waren also meine Gesetze. Die merkwürdigsten

Er-

— — —

Ereignisse sollten erzählt, sie sollten aber für den gemeinen Mann erzählt werden. Mein Bestreben war, wahr zu sein, und das Gute in seinem vortheilhaften, das Böse in seinem nachtheiligen Lichte darzustellen, Schwäche und Mängel aber zu schonen.

Dieß sind die Zwecke, welche ich erreicht zu haben wünschte, und das Urtheil, daß ich nicht ganz vergebens darnach gestrebt habe, würde mir Belohnung für meine Arbeit sein.

Gottlieb Wahrmuth.

Erklärung des Titelkupfers.

Das Titelkupfer stellt eine der Szenen vom 20ten Junius 1792 dar. Der unglückliche Ludwig der Sechszehnte steht auf einer Bank im Fenster; vier Schweizergrenadiere umgeben ihn, und suchen ihn vor dem zügellosen Pöbel zu decken. Vor ihm hat sich auf die Bank Acloque, Kommandant der Bürgergersoldaten, so gesetzt, daß er mit seinem Körper gewissermassen den König schützt. Der lärmende Pöbel zur Rechten des Königs ist kenntlich genug gezeichnet: Lumpenkerls aller Art, welche sich in der Aushekkung der niedrigsten Streiche zu übertreffen suchen, und zugleich die besseren Einwohner mit sich fortreissen, mit ihnen gleichen Unfug zu begehen. — Weiter vor steht die Prinzessin Elisabeth, des unglücklichen Königs Schwester. Einer aus dem Pöbel, mit einer Picke bewafnet, der sich vor allen seinen Spießgesellen auszeichnen will, geht auf den König los; Elisabeth hat sich mit weiblichem Heldenmuthe vor ihren Bruder gestellt, und wehrt den Stoß ab; Acloque macht dieselbe Bewegung. — Der König hatte sich während dieser ganzen Szene männlich benommen; er legte die Hand eines neben ihm stehenden Grenadiers — eines Kaufmanns, Goße mit Namen, — auf seine Brust, und überzeugte ihn, daß sein Herz ruhig schlage.

Mir steht es nicht zu, die meisterhafte Arbeit des Künstlers zu würdigen; sein Werk muß sich von selbst loben, — ein verständiges Publikum mag darüber entscheiden.

Allgemeinfaßliche Geschichte
der
französischen Revolution.

Erster Band.

Es gehört heut zu Tage vieler Muth dazu, die Wahrheit zu sagen. Sowohl auf der einen, als auch auf der andern Seite drohet Verfolgung. Aber ein Gefühl, dessen sich der stette Wahrheitsfreund bewußt wird, und welches für ihn ein schützender Genius ist, berechtiget ihn, seinem innern Triebe zu folgen.

Entstehung der französischen Revolution,

Unter allen bekanntern Reichen behauptet Frankreich wegen seiner Grösse und Volksmenge und wegen seiner natürlichen Lage und Beschaffenheit den ersten Rang. Ringsum von Meeren und Gebürgen umgeben, und nur gegen Holland und Deutschland einem auswärtigen Feinde offen, dafür aber auf dieser Seite von einer Menge Festungen geschützt, zu deren Vertheidigung es sechs und zwanzig Millionen Menschen in sich fasset, ist es hinlänglich vor einem jeden feindlichen Ueberfalle gesichert. Von innen bietet den Einwohnern ihr warmer und dabei doch gemässigter Himmelsstrich einen Ueberfluß von Früchten und Erzeugnissen dar, und sichert sie zugleich vor der Erschlaffung und vor der Trägheit, welche wir bei Völkern, die die schönsten Länder bewohnen, aber die wir unter einer ermattenden Sonnenhitze leiden sehen, bemerken.

Man sollte es unglaublich finden, daß ein solches Volk jemals von innern Unruhen beinahe hätte zu Grunde gerichtet werden können. Aber

die Ereignisse in Frankreich während der letzten zwölf Jahre haben uns von dem Gegentheile zur Genüge überführt, und wir lernen wiederholt dadurch einsehen, daß alle Güter der Erde uns kein zufriedenes und ruhiges Leben gewähren können, wenn nicht eine weise Mässigung im Genusse, eine kluge Verwendung derselben und eine verständige Beherrschung seiner selbst und seiner Leidenschaften und Begierden sowohl von Seite der Unterthanen, als noch mehr von Seite derjenigen, welche die Leitung des Volkes übernommen haben, hinzukommen. Wie viele Veranlassungen liefert uns nicht die neueste Geschichte, um uns für unser künftiges Leben belehren zu lassen!

Um die Entstehung der französischen Revolution ganz einsehen zu lernen, müssen wir in die frühere Geschichte Frankreichs zurückkehren.

Ludwig der Vierzehnte regierte von dem Jahre 1643 bis zum Jahre 1715 über Frankreich. Seine Absichten waren unbegränzt herrschsüchtig, und er vereinigte mit vielen schätzenswerthen Eigenschaften ungleich mehrere sehr grosse Fehler, wozu ihn grossentheils sein unmässiger Ehrgeitz verleitete. Er nahm seinen Nachbarn, was ihm wohlgefiel, daher man von ihm

sagte, „er gehe an den Gränzen seines Reichs umher, wie ein brüllender Löwe, und suche, welchen er verschlinge.“ Es war kein Fürst in Europa, den er nicht durch Stolz und Gewaltthätigkeit gekränkt hatte. Im Innern herrschte er bloß nach seinem und seiner selbst gewählten Räthe Gutdünken; die Stände des Reichs wurden immer seltner gehört, denn sein Hochmuth ließ es nicht zu, durch irgend Jemanden an seiner Seite in seinen Regierungsgeschäften beschränkt zu werden. Er war der Erste, welcher die beständigen Soldaten (stehenden Heere) einführte, die in ihrer jetzigen Gestalt und Menge ein so grosses und nothwendiges Uebel in unsern Staatsverfassungen geworden sind.

An seinem Hofe herrschte die blendendste Pracht; zehntausend prächtig gekleidete Soldaten, welche er mit Titeln überhäufte, machten seine Leibwache aus; Ueppigkeit und Eitelkeit waren mit der feinsten Lebensart und dem gewähltesten Geschmacke gepaart. Dieß mußte die Seufzer der Unterthanen, welche durch immerwährende Kriege ihre Habe und ihre Kinder verlohren hatten, unhörbar machen, und den elenden Zustand derselben verhüllen, in welchen sie der Regent gestürzt hatte.

Die

Die Früchte seiner Regierung waren: die Eroberung einiger Länder, wodurch sein Reich mehr in Verbindung gebracht und abgerundet wurde; eine Schuldenlast von mehr als zweitausend Millionen Gulden; die Herabwürdigung seiner Unterthanen, die zunächst um ihn waren, zum niedrigen Schmeichlersinn, und eine üppige Lebensart, welche seitdem in Frankreich herrschend wurde, nebst allen bösen Folgen derselben.

Eine kluge Regierung, welche die größte Sparsamkeit und ein immerwährendes Dahintrachten, die herrschenden Mißbräuche, wodurch die Last dem arbeitenden gemeinen Manne allein auferlegt, und dagegen von der bloß geniessenden Klasse des Staats, das heißt, von dem Hofe, dem Adel, und der höhern Geistlichkeit, abgewälzt wurde, verständig und allmählig abzuschaffen, sich zum Gesetze gemacht, und welche durch eignen Biedersinn und durch eigene Rechtlichkeit wieder reinere Sitten in die Wohnungen des Volkes eingeführt hätte, würde unzählige nachherige Gräuel verhütet, und unzähliger Menschen Leben erhalten haben. Gleichwie in einem Hauswesen, welches mit Schulden überhäuft ist, die erste Sorge des Hausvaters ist, alle unnützen und überflüssigen Ausgaben zu vermeiden, sich einzuschränken,

mehr

mehr Ordnung einzuführen, und alsdann auf neue hinlängliche und nicht ungerechte Erwerbsquellen zu denken, so auch hier. Aber nicht so war Ludwigs des Fünfzehnten Regierung. Statt einer weisen Sparsamkeit verschwendete er noch mehr als sein Vorfahrer; die Kriege zu Land und zu Wasser dauerten fort, ohne je einigen Gewinn davon zu haben; der König warf ungeheuere Summen an seine Mätressen weg, und überließ sich den gränzenlosesten Schwelgereien, und an seinem Hofe herrschte eine Pracht, gegen welche Ludwigs des Vierzehnten Aufwand noch Sparsamkeit genannt werden konnte.

Diesen Aufwand zu bestreiten, konnten diese beträchtlichen Einkünfte des Königs, welche mehr als vieler anderer mächtiger Regenten Ihre zusammengenommen ausmachten, * nicht hinreichen, (an das Schuldenabzahlen wurde ohnedieß nicht gedacht.) Man machte daher neue Auflagen und Anlehen. Durch jene wurde der gemeine Mann ausgesaugt, denn nur er fühlte die Last derselben, indem der geistliche Stand den fünften Theil der reinen Grundeinkünfte des Landes ohne Kosten bezog, und für seine unermeßlichen Güter nur

* Sie betrugen in Friedenszeiten 251 Millionen Livers.

nur freywillige Geschenke, die er sich nach eignem Dafürhalten selbst auflegte, darreichte; der Adelstand aber durch Laudemien, Leibgedinge u. s. w. das Landvolk besonders drückte, und für seine unermeßlichen Besitzthümer aller Landesabgaben sich entzog, und sie auf die arbeitende Volksklasse allein hinüberwälzte. Zudem hatten sich Neugeadelte und Privilegirte gleichfalls das Recht erschlichen oder erkauft, zu den Staatsbedürfnissen nichts beizutragen, und dadurch, daß die Zahl der Abgaben entrichtenden Unterthanen vermindert wurde, dem gemeinen Manne die Auflagen vermehrt.

Wenn der Hausherr in einer grossen Hauswirthschaft aller Sorgen sich überhebt, und Andere, wie es ihnen gefällt, walten läßt, bereichern sich gewöhnlich die Diener; denn die Gelegenheit, sagt ein altes Sprüchwort, zieht Diebe. So war es auch in Frankreich unter Ludwig dem Fünfzehnten. Die Minister sogen das Reich durch tausenderlei Kniffe bis aufs Mark aus; alles war käuflich, sogar die Gerichtsstellen wurden verkauft. Käufer der letztern Art suchten ihr ausgelegtes Geld baldmöglichst wieder einzutreiben; man bot die Gerechtigkeit feil, und so wurde jede Streitigkeit eine neue um so grössere Auflage, da sie öfters das ganze Vermögen der

Pro=

Prozeßführenden verschlang. Alles war willkühr-lich. Wenn irgend Jemand der erklärten Mätres-se oder dem Günstlinge des Königs mißfiel, so verschwand er, ohne daß man wußte, wohin er gekommen sei. Ohne etwas verbrochen zu haben ward er vermög eines ausgestellten Verhaftsbefehls in die Bastille, einer für unüberwindlich gehalte-nen Festung in Paris, in welcher die Unschuld ne-ben den grösten Verbrechern verschmachten mußte, gefänglich gesetzt, aus welcher er Zeitlebens nicht mehr an's Tageslicht kam. —

Die Bewohner Frankreichs waren da-mals, wie es immer in grossen Reichen der Fall ist, in Rücksicht ihres moralischen Werthes und ihres häuslichen Lebens, sehr verschieden. Dem Adel, den höhern Militärspersonen, den vermög-lichen Städtebewohnern theilte der Hof seine Sit-ten mit. Von der Residenzstadt breitet sich immer die Mode und die vornehmere Lebensart in die übrigen Städte des Reichs aus. Man reist in die Hauptstadt, macht nach, was man dort sieht, und glaubt, wenn man in die Heimath zurück-kömmt, man sei nun um Vieles besser, als zuvor, weil man sich kostspieliger oder auf eine neue Art klei-det, und Speisen vom Auslande genießt, und dadurch seine Gesundheit untergräbt. Von den

Städten bringen es alsdann die Beamten und Pfarrer auf dem Lande unter die vermöglichern Landbewohner, und so breitet sich allmählig diese Pest immer weiter aus. Wehe dem Lande, wo der Landmann diese verfeinerte Lebensart der Städtebewohner schon angenommen hat; denn mit ihr folgt der verfeinerte, unmässige Eigennuz nach, das herzliche ächt altdeutsche Benehmen verschwindet im Umgange unter den Menschen, und die Redlichkeit wird mit lachendem Munde geprellt. So war es grossentheils in Frankreich, und wie viele Gräuel sind hieraus entsprungen!

Ludwig des Fünfzehnten Hof war ein Sammelplatz der entehrendsten Laster. Die Mätressen des Königs, worunter sich die Marquise von Pompadour und die berüchtigte Gassendirne Dübarry auszeichneten, waren die verworfensten Geschöpfe. * Sie stellten die Feldherrn an, und brachten die Minister zum Falle. So wie es in den letzten Jahren der Regierung Ludwigs des Vierzehnten nicht genug war, Talente zu haben, wenn man nicht der Maintenon, seiner Mätresse, gefiel, so war es auch unter Ludwig dem Fünfzehnten der Fall,

nur

* Die letztere allein soll dem Könige 180 Millionen Livers verschwendet haben.

nur mit dem Unterschiede, daß Maintenon viel etwas Besseres war, als des Letztern verächtliche Beischläferinnen. — Man kann hieraus zur Genüge einsehen, wie man es mit der Regierung trieb.

Von dem Hofe lernten die Grossen, von den Grossen die Reichen den neuen Modeton, und wie herrschend dieser geworden sein müsse, konnten wir in Deutschland wahrnehmen, wo wir die Pariser Sitten durch die Zöglinge dieser Stadt kennen lernten, und wo allmählig der Name der Franzosen ein Schimpfname zu werden anfieng.

Aber es hatte sich, vorzüglich seit den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten, ein Stand gebildet, welcher Achtung verdiente. Ein besserer Theil der Nation, welcher nicht von dem Hofe die Vorschriften für seine Sitten und für seine Lebensweise annahm, sondern das, was überall recht und gut ist, befolgte, und welcher unter dem Namen der Gelehrten bekannt ist, hatte die Mängel der Regierung eingesehen, dieselben öffentlich gerügt, und, da sie keine Besserung erlebten, die unvermeidliche Folge einer baldigen Revolution geweissagt. Dieser Stand war da-

mals

mals schon sehr beträchtlich, da die Franzosen Eines der gebildetsten Völker des Erdbodens sind.

Eine Abart davon bildeten die Halbgelehrten, welche überall die Verständigern sein wollten, und sehr vieles von Fehlern und Mißbräuchen zu reden hatten, indeß sie selbst an ihren Fehlern genug zu bessern gehabt, und den eingerissenen Mißbrauch in ihrer Lebensweise hätten ausrotten sollen. Sie spielen immer den Hofmeister, und bekritteln Alles, wenn sie auch keine hinlängliche Einsicht in den bekrittelten Gegenstand haben. Es sind dieß jene müssigen Pflastertreter, die zur Arbeit zu faul, und zu sehr an's Wohlleben gewöhnt sind, als daß sie weiter mit dem Lernen sich noch abgeben sollten. Daher verlegen sie sich auf's Schimpfen über Alles, was geschehen mag, und machen sich gerne an die Regierungen, weil sie selbst sich weise genug dünken, regieren zu können. Schade, daß viele brave und hoffnungsvolle Jünglinge von dieser Klasse von Menschen zum unthätigen Leben hingerissen werden!

Die Anzahl der Halbgelehrten war in Frankreich ungeheuer groß; denn wir erleben ja selbst, wie sehr diese Klasse von Menschen immer mehr überhandnimmt, und daß es gemächlicher ist, über

An=

Anderer Thun und Lassen zu schimpfen, und so für seine Person vor gemeinen Leuten den Weisen und Tadellosen zu spielen, als thätig zu arbeiten, daß es besser werde.

Eine dritte Klasse, welche sich zunächst an die wahren Gelehrten anschloß, machte der gemeine Mann aus, der unter der Last seiner Abgaben seufzte, und vom Hofe nur als ein Lastthier betrachtet wurde. Dieser mußte nach einer Aenderung seufzen, denn er wurde zu drückend und herabwürdigend behandelt. Indeß wünschte weder er noch der wahre Gelehrte eine gewaltsame Aenderung, denn Beide mußten bei einer solchen am Meisten verliehren. Wir haben es erlebt, was der Unterthan bei Kriegen zu leiden hat, wir haben auch von Frankreich gehört, welches Unheil innere Unruhen anrichten, wir wissen aber auch, daß der wahre Gelehrte die Ruhe und ein stilles, zufriedenes Leben liebt, welches der Krieg und welches eine Revolution nicht gewähren.

Von dem gemeinen Manne ist der niedrige Pöbel zu unterscheiden, der, an häusliche Unordnung gewöhnt, bei einer allgemeinen Unordnung zu gewinnen hat, und keine Veranlassung zu solchen ungenützt vorübergehen läßt. Daß in

Pa-

Paris, wo das Sittenverderbniß so sehr eingerissen hatte, sich während der Revolution daselbst Begebenheiten zu trugen, vor welchen die Menschheit schauderte, — daß in Paris diese Klasse von Menschen bei weitem die zahlreichste war, wird die Geschichte der Revolution selbst zeigen.

Dieß war die Lage und die Beschaffenheit der Bewohner Frankreichs, als Ludwig der Sechszehnte im Jahre 1774 den Thron bestieg.

Ludwig der Sechszehnte wurde bis gegen sein vierzehntes Jahr von seinem Vater, Ludwig, dem einzigen Sohne Ludwigs des Fünfzehnten, und von seiner Mutter Maria Josepha, einer Tochter August's des Dritten, Königs von Pohlen und Kurfürsten von Sachsen, erzogen. Beide Eltern verdienten sowohl von Seite ihrer Kenntnisse als von Seite ihres Herzens die allgemeine Hochachtung und Liebe des Volkes; Beide zogen die häuslichen, stillen Lebensfreuden den Zerstreuungen des Hofes vor; Beide hielten es, was bei den Grossen so selten ist, für ihre unerläßliche Schuldigkeit, ihren Kindern selbst Vater und Mutter zu sein, und ihnen von der Wiege an selbst Weisheit und Tugend durch Lehre und Beispiel einzuflössen. Sie hielten

es

es nicht für genug, die Lehrer ihrer Kinder mit der grösten Vorsicht zu wählen, und ihnen volle elterliche Gewalt über dieselben anzuvertrauen, „damit sie, die dereinst befehlen sollten, auch gehorchen lernten“, sie behielten sich selbst einen thätigen Antheil an der Ausbildung ihrer Kinder vor, und forderten von ihnen wöchentlich zweimal Rechenschaft von ihren Fortschritten.

So wurde Ludwig der Sechszehnte von Seiten seines Herzens und seines Geistes mit der größten Sorgfalt bis beinahe in das vierzehnte Jahr erzogen; als zwei Jahre zuvor sein Vater und als dann auch seine Mutter starben.

Der reifende Jüngling Ludwig fiel nun den Erziehern, welche der Hof für ihn aufstellte, in die Hände, und, da die Stelle eines Erziehers des Thronerben in mancherlei Rücksichten Eine der wichtigsten war, so ward dieses Amt, wie die übrigen Aemter des Staats, bald Diesem bald Jenem übertragen, je nachdem die eine Mätresse die Andere am Hofe verdrängte, oder je nachdem es der Laune des Günstlings des Königs gefiel. Immer aber wurde der alte Grundsatz von den Höflingen befolgt, „den Kronprinzen von aller Kenntniß der Geschäfte entfernt zu halten, um

ihn

ihn einst desto leicher hintergehen, und unter seinem Namen regieren zu können."

Dieß Letzte war Eine der Hauptquellen aller nachher entstandenen Gräuel. Ludwig war für seine Person, besonders in seinen jüngern Jahren, sehr sparsam, haushälterisch, und hatte ein weiches, empfindsames Herz. Und dieß hätte den Staat gerettet, wenn noch hinlängliche Kenntnisse und ein festerer Karakter hinzugekommen wären. Er hätte wie Einer seiner Urahnherren, Heinrich der Vierte, als der Abgott seiner Unterthanen ruhig in seinem Pallaste sterben können. Auch damals drückten die Schulden das Land. Aber Sülly's, Heinrichs Ministers, Sparsamkeit ersetzte die landverderbliche Verschwendungen der vorhergegangenen Regierung. Als diesem redlichen Minister sein Amt übertragen wurde, war der Staat mit einer Schuldenlast von dreihundert und dreissig Millionen beschwert. Eine ungeheuere Summe zu jener Zeit, wo noch so wenig Geld unter den Leuten im Umlauf war. Weise Haushaltung, gehörige Vertheilung der Auflagen waren die Quellen des zurückkehrenden Ueberflusses, und hielten die Habsucht der Blutigel des Staats im Zaum. Neue Gebäude wurden aufgeführt und die königlichen Häuser wurden mit rei-

ßenden Gärten verschönert, und nach allem diesen Aufwande war Sülly nicht nur nichts schuldig, sondern hatte noch einen Ueberschuß von sechszig Millionen zurückgelassen.

Ludwig wünschte sehnlichst sein Volk glücklich zu machen, aber er kannte die Mittel dazu nicht; er haßte die Tyrannei, aber er hatte nicht Festigkeit genug, der Hauptquelle derselben, den Verschwendungen eines Alles verzehrenden Hofes Einhalt zu thun. Er berief den rechtschaffenen Türgot zum ersten Vorsteher der Staatswirthschaft (eigentlich Finanzminister genannt.) Türgot wollte das Uebel von Grund aus heilen, das heißt, die Verbesserung von oben anfangen, den Hof einschränken, und die herrschenden Mißbräuche in der Vertheilung der Auflagen ausrotten. Der Hof, der Adel und die höhere Geistlichkeit machten gemeine Sache gegen ihn, und er mußte seinen Abschied nehmen. Eben so gieng es Einem seiner Nachfolger, dem einsichtsvollen Necker. Die geschäftige Kabale der Hofleute ließ das Gute nicht aufkommen, und so mußte man sich mit dem Schlechten, so gut und so lange es gieng, forthelfen.

Prunk und Verschwendung erbten sich also auch am Hofe unter Ludwig dem Sechszehnten fort, die Mißbräuche nahmen, wie bisher, immer mehr zu, die Auflagen mehrten sich, und immer war es der gemeine Mann nur, der sie tragen mußte. Und doch reichten sie nicht hin, den König vor neuen Schulden zu sichern, und diese häuften sich so sehr, daß die jährlichen Interessen davon schon den dritten Theil der Einkünfte verzehrten. Aber man bezahlte diese Interessen nicht; es wurden vielmehr die noch unterfallenen Einkünfte des Reichs schon zum voraus verschendet.

Man weiß, wie es in Haushaltungen zu gehen pflegt, wo man das, was man im folgenden Monathe erst einzunehmen hat, und wovon man leben sollte, schon im vorhergehenden auf Rechnung verzehrt. Kömmt der Tag der Einnahme herbei, so bekömmt der Beutel nichts zu seiner Fülle, und, um leben zu können, müssen neuerdings Schulden gemacht werden. Hat man nun noch Interessen zu zahlen, und verzehrt man zum voraus noch mehr, als man einzunehmen hat; so ist der Schulden kein Ende mehr.

So in Frankreich. In der ganzen Staatswirthschaft war Verwirrung, überall wa=

ren Schulden und nirgends war Geld da. Die Auflagen zu erhöhen, schien nicht mehr möglich, da sie ohnedieß auf's Höchste getrieben worden waren. — Gerührt von dem Zustande des Volkes, rief Ludwig der Sechszehnte einmal aus, als man von neuen Auflagen und Anlehen sprach: „Ich will weder von Auflagen noch von Anlehen mehr wissen.“

Aber von Einschränkung des Hofes und der unnöthigen Ausgaben durfte auch nicht gesprochen werden, da eine übermässige Zahl von Menschen, welche den Hof ausmachte, und von den Verschwendungen des Hofes leben mußte, dagegen ihr Geschrei erhob, welches auch immer erhört wurde.

Der Amerikanische Krieg brach jetzt aus. Die nordamerikanischen Staaten wollten sich nämlich von England frei machen, welches ihnen auch mittelst des Beistandes Frankreichs, dem nur daran gelegen war, England zu schwächen, gelang. Aber der kostspielige Seekrieg, welchen Frankreich mit England führen mußte, vermehrte die Schulden Frankreichs um mehr als 500 Millionen Livers, und trug sein volles Gewicht zur Vermehrung der Unordnung in der Staatswirthschaft Frankreichs bei

Um nun Geld zu bekommen, und doch das Volk nicht durch neue Auflagen zu drücken, oder neue Anlehen zu machen, sollte auf einer andern Seite Rath geschafft werden. Der damalige Finanzminister, Calonne, entwarf daher den Plan, das Gewicht der neuen Auflagen bloß auf die hohe Geistlichkeit fallen zu lassen, das Volk aber von einigen drückenden Anflagen zu befreien. Hiezu brauchte er Unterstützung, weil sich die Geistlichkeit aus allen Kräften dagegen widersetzt haben würde; indem man bemerken will, daß die Geistlichen das, was sie besitzen, viel härter als andere Leute von sich lassen.

Calonne glaubte also, die Stimme des Volkes zur Unterstützung seiner Forderungen an die hohe Geistlichkeit nothwendig zu haben, und berief deshalb einen Volksausschuß zusammen, welcher sich mit ihm vereinigen sollte; allein sein Plan scheiterte. Weder das Volk, noch sein Ausschuß traute Calonne's Projekten mehr, weil dieser Finanzminister dem gemeinen Manne verhaßt, und seine vorherige Bedrückungen demselben noch zu frisch im Gedächtnisse waren.

Ohne etwas zu Stande gebracht zu haben, wurde der Volksausschuß vom Könige, der über

das

das Mißlingen dieses Planes, an dem er selbst öfters mit Vergnügen gearbeitet hatte, sehr aufgebracht war, den 25. Mai 1787 verabschiedet. Die Glieder desselben kehrten in ihre Heimath zurück. Sie hatten die Quelle der Staatsschulden erforscht, und zu ihrem Schrecken erfahren, daß jährlich um 110 Millionen Livers * mehr ausgegeben als eingenommen wurden. Diese traurige Erfahrung brachten sie in ihre Heimath zurück, und so kam dieses Geheimniß unter die Unterthanen. Wer sollte nun diese 110 Millionen Livers entrichten, als der bis auf's Blut gedrückte gemeine Mann, da die Geistlichkeit und der Adel nichts beitragen wollten, und der Hof deshalb um keinen Heller weniger zu verschwenden Willens war? — so fragte Einer den Andern von den Unterthanen, und so konnte Sieyes zwei Jahre vor der Revolution dieselbe schon bestimmt und gewiß vorhersagen. * *

Auch

* Im jetzigen Werthe 27 Kr. u. 2 Pfenninge. Sechs Livers machen einen Laubthaler. Nach Andern soll die Summe, um welche die Ausgaben mehr als die Einnahmen betrugen (das Defizit) im Jahre 1787, 140 Millionen gewesen sein.

** Im Bade zu Pyrmont, wo es der Erz-Bischof von Salzburg, Colleredo, gehört haben soll, dessen Aufmerksamkeit Sieyes damals schon reitzte.

Auch Calonne wurde vom Könige verabschiedet, aber vom Erzbischof von Toulouse, Grafen von Brienne, der wieder neue Auflagen einführte, ohne die Verbesserungen seines Vorgängers in Rücksicht der hohen Geistlichkeit beizubehalten, und also des Volkes eben angeführte Vermuthung zur schrecklichen Gewißheit brachte, sehr schlecht ersetzt. Brienne wälzte also das, was Calonne der hohen Geistlichkeit zugedacht hatte, neuerdings auf das Volk hinüber.

Das Murren wurde nun allgemein; überall fürchtete man schon Gährungen. Das Parlement, welches bisher so schlecht seinem Amte zum Besten des Volkes vorgestanden hatte, setzte sich endlich, um die Gunst des Volkes zu gewinnen, den immerwährenden neuen Auflagen entgegen.

Um dieses besser verstehen zu können, müssen wir noch einmal in die ältere Geschichte Frankreichs zurückgehen.

In den ältesten Zeiten wurde nemlich Frankreich gut deutsch regiert, das heißt, der König glaubte nicht, er, und vielleicht noch Einer, wüßten immer das Beste, sondern er berathschlagte sich über die wichtigsten Angelegenheiten des

Reichs

Reichs mit seinem Adel, welcher damals der verständigere, und, was zu jenen Zeiten am Meisten galt, gewöhnlich der tapfrere Theil des ganzen Volkes war. Nachher wurde auch zu diesen Versammlungen, welche im Frühjahre im Freien gehalten wurden, daher noch eine grosse Ebene bei Paris das Märzfeld heißt, die Geistlichkeit und endlich, da ein König mit dem Pabste in Streitigkeiten gerieth, weshalb er in der Versammlung die Mehrheit der Stimmen gegen die Geistlichkeit bedurfte, auch der Bürgerstand beigezogen. Diese Versammlungen hiessen ein Reichstag, oder die Versammlung der Stände, das Parlement.

Durch vieljähriges Herkommen behaupteten nun diese drei Stände das Recht, nach ihrem Gutbefinden die Verordnungen des Königs auch nicht gutzuheissen, welches die Folge hatte, daß solche nicht gutgeheissene Verordnungen unterblieben. Daher denn ohne Einstimmung der drei Stände keine neuen Auflagen ausgeschrieben werden durften. Aber dieß gefiel den meisten Königen, die zu ihren Kriegen öfters Geld bedurften, nicht, und seit Ludwig dem Elften hatten sie sich entweder sehr wenig um das Parlement bekümmert, oder doch nur

den

den Schein angenommen, als wenn sie dieses Recht der Reichsstände noch respektirten. Unter Ludwig dem Vierzehnten und seinem Nachfolger aber wurde sogar jedes Ueberbleibsel, durch welches die Machtvollkommenheit der Könige auch nur entfernt hätte beschränkt werden können, vernichtet. Es war nämlich schon seit lange ein höchster Gerichtshof eingeführt werden, welcher auch Parlement genannt wurde. Der Unbequemlichkeit und vielen Kosten wegen, einzelner Verordnungen halber die Reichsstände zusammenzuberufen, welches in dringenden Fällen nicht immer möglich gewesen wäre, wurden die Versammlungen der drei Stände immer seltner, und es wurde bloß das vom Könige angestellte Parlement (der oberste Gerichtshof) um Rath befragt, welches natürlich, da es vom Könige abhieng, wenig zu widersprechen fand. Als sich aber dieses doch einige Male zu widersetzen getraute, wurde es vom Ludwig dem Fünfzehnten ganz aufgehoben, um aller Einsprüche überhoben zu sein.

Ludwig der Sechszehnte hatte diesen Gerichtshof gleich zu Anfange seiner Regierung wieder in seine vormaligen Rechte eingesetzt, und sich dadurch den lautesten Dank seiner Unterthanen

nen erworben. Aber das Parlement hatte bisher den Ministern keine Schwierigkeiten gemacht, neue Auflagen auszuschreiben, und bloß auf seinen Vortheil, nicht aber auf das Wohl der Unterthanen gesehen. Nun glaubte es, mehreren Nutzen dabei zu haben, wenn es sich auf die Seite des Volkes schlüge, indem es dadurch an Macht und Ansehen gewinnen würde, und vielleicht im Trüben fischen könnte.

Das Parlement machte also Vorstellungen gegen die neuen Auflagen, und als der König, durch seinen Hof dazu verleitet, fest darauf bestand, und mit Gewalt die Einwilligung des Parlements erhalten wollte, erklärte dasselbe: „es habe kein Recht, solche Auflagen gutzuheissen, welche von der Nation nicht bewilliget worden wären; es begehre demnach die Zusammenberufung der Reichsstände.“

Das Volk frohlockte über diese Erklärung, und der Hof war dadurch ausser Fassung gebracht. Er fürchtete sich eine bestimmte Antwort zu geben; denn wer konnte in einer so drangvollen Lage alle Folgen berechnen, welche die Weigerung und noch mehr die Bewilligung jener Zusammenberufung nach sich ziehen konnte. Man

sprach

sprach also wohl von der Zusammenberufung der Reichsstände, aber nicht anders, als in der Absicht, das Volk dadurch hinzuhalten, und dieselbe immer weiter hinaus zu verschieben.

Um diese Zeit entwarf Brienne das Projekt eines allgemeinen Reichsraths. Derselbe sollte das Parlement ersetzen, und aus einer willkührlichen Vereinigung von Prinzen, Pairs, * Richtern und Militärspersonen bestehen, wodurch man der unumschränkten königlichen Gewalt, oder eigentlicher denen, die diese Gewalt unter dem Namen des Königs ausübten, und zu dem Verderben des Landes mißbrauchten, eine neue Stütze zu geben suchte.

Allein man eilte hiedurch immer mehr einem schrecklichen Abgrunde entgegen. Brienne's Projekt war noch vor dessen Mittheilung bekannt geworden, und das Volk murrte nun laut dagegen. „Kann dieser allgemeine Reichsrath die Stelle einer Versammlung der Stände vertreten?" — rief man. — Was wissen die Prinzen, die Pairs und die Hof- und Staatsbedienten

* In den ältesten Zeiten die Stände vom Adel, in den neuern Zeiten überhaupt die Grossen des Reichs, die Reichsgrafen.

ten von den Bedürfnissen des Volkes? Was werden sie davon wissen wollen? Sind sie nicht in allen den Vorurtheilen erzogen, die ihrer Geburt, ihrem Range, ihrem Stande eigen zu sein pflegen? Ist nicht ihr Vortheil unserm Wohle gerade entgegengesetzt? Warum ist der Bürgerstand ausgeschlossen? Sollten ihn etwa die Staatsbedienten vorstellen? Da wird er sehr schlecht vorgestellt, denn die gehören ja auch zu den Leuten des Königs. Und was ist der Zweck dieses neuen Raths? Er soll thun, was das Parlement nicht immer hat thun wollen, er soll auf der Stelle alle königlichen Verordnungen, also auch die, worin neue Auflagen gemacht worden, gutheissen. Bei dieser Angelegenheit soll also die Nation nicht mitsprechen."

So wurde allgemein unter dem Volke gefragt und geantwortet. Aber am Hofe hörte man es nicht; man ließ die Abgeordneten der Nation nicht vor, oder gab ihnen despotische Antworten, oder setzte sie gar in die Bastille.

Indeß blieb es nicht blos bei dem Reden; in einigen Gegenden des Reichs entstanden fürchterliche Gährungen, die der Hof durch Gewalt vergebens zu dämpfen suchte. Zu der aufrühreri-

schen Hauptstadt Grenoble in der Provinz Dauphins gesellten sich noch drei und vierzig andere Städte und Flecken, die sich gegen die wider sie abgeschickten königlichen Truppen verbanden. Es war schon Blut vergossen worden, aber die Stimme der Nation verlohr sich im Geräusche des Hofes, und drang nicht bis zum Throne. Seiner Allgewalt versichert und ohne Gefühl für das Wohl der Unterthanen sah der verderbte Hof mit kaltem und gleichgültigem Auge die gefährliche Lage an, worin sich die Nation befand. Aber endlich wagte Briancon * die dreiste Erklärung: „Das königliche Verboth der Berathschlagungen der Einwohner könne nur diese Wirkung haben, daß diese dadurch, ihrem Patente gemäß, welches sie, im Falle man sie ihrer Rechte berauben und sie über gemeinschaftliche Angelegenheiten zu berathschlagen hindern wolle, ihres Gehorsams entbindet, von dem Eide der Treue gegen den König befreit seien."

Diese Erklärung bewirkte endlich, daß die vereinigten Städte, denen man mit so vieler Härte begegnet war, glimpflicher behandelt wurden. Man rief die wider sie abgeschickten Truppen zu-

rück,

* Eine kleine alte Stadt im äussersten Departement Frankreichs gegen Savoien hin.

rück, und versprach nun dem Volke, vas es so sehnlich wünschte: „daß die allgemeine Versammlung der Stände auf den ersten Mai des Jahres 1789 festgesetzt sein sollte.“

Auch war Necker zurückberufen worden, welches das Volk ebenfalls sehr sehnlich gewünscht hatte, da dieser Mann das volle Zutrauen desselben besaß. Dießmal hatte auch der Hof mit dem Volke eingestimmt, und derselbe dem Könige Neckern, der doch, als er das erste Mal Finanzminister gewesen war, als ein Bürgerlicher so gehaßt wurde, vorgeschlagen. Necker fand bei seiner Ankunft nur eine halbe Million Livers im königlichen Schatze, eine Summe, die oft in Einer Nacht verspielt wurde, weshalb ihn wohl der Hof aus Furcht vor Mangel zurückberufen haben mochte. So sehr zerrütter war Ludwigs des Sechszehnten Hauswesen!

Necker hatte durch seine Bankierskünste einsweilen Rath geschafft, man sah ziemlich beruhigt der Versammlung der Stände entgegen, und beschäftigte sich nun mit der Frage: „Wie viele Abgeordnete ein jeder Stand zum Reichstage schicken solle?“ — Das Parlement entschied: „So wie zur letzten Versammlung der Stände

im

im Jahre 1614." — Dagegen aber erhob sich der größte Theil der Unterthanen, da auf jenem Reichstage der Bürger noch so wenig gegolten hatte. Der Bürgerstand verlangte vielmehr, daß die Zahl der Abgeordneten eines jeden Standes ganz anders als vormals bestimmt werden sollte, und er allein, als der zahlreichere, eben so viele Abgeordnete zur Versammlung schicken müsse, als der Adelstand und die Geistlichkeit zusammengenommen; indem sogar alsdann noch der Bürgerstand im Verhältnisse der Menge der Bürger zu den Adelichen und Geistlichen viel zu wenige Abgeordnete stellen würde.

Aus dieser Verlegenheit, da der König nicht sogleich durch einen Machtspruch entscheiden wollte, wußte sich dieser nicht anders zu helfen, als daß er den schon einmal unter Calonne verabschiedeten Volksausschuß wider zusammenberief, um hierüber gemeinschaftlich zu entscheiden. Aber dieser Volksausschuß bestand aus lauter Männern, die ihren Nutzen dabei fanden, wenn der Bürgerstand den Kürzern zöge, indem er grossentheils aus Gliedern des hohen Adels und der hohen Geistlichkeit oder aus Privilegirten zusammengesetzt war. Er entschied daher wie das Parlement, und nur der Bruder des König, Artois und

der Herzog von Orleans, der ein Feind des Königs war, und die Gunst des Volkes zu gewinnen suchte, waren auf des Volkes Seite. Zuletzt erklärte sich der König auf Neckers Anrathen, für den Bürgerstand, und es wurde festgesetzt, „daß der Bürgerstaand sechshundert, und der Adelstand und der geistliche Stand jeder dreihundert Abgeordnete zum Reichstage zu stellen hätten.“

Dadurch gewann nun der Bürgerstand den Vortheil, daß er, wenn er solche Männer als Abgeordnete zum Reichstage wählen würde, welche für das Wohl ihrer Mitbürger wahrhaft gutgesinnt wären, und sich etwa nicht von dem Adel oder der Geistlichkeit bestechen liessen, daß er alsdann nicht von diesen zu seinem Nachtheile überstimmt werden, und daß er seine natürlichen Rechte geltend machen konnte. Zugleich war in der Zusammenberufung ausdrücklich enthalten, „daß von der Geistlichkeit vorzüglich viele Pfarrer auf dem Lande abgeordnet werden möchten, indem diese mit den Bedürfnissen des gemeinen Mannes am besten bekannt wären. — Dieß war wieder ein grosser Zuwachs für den Bürgerstand.

Der

Der erste Mai des Jahres 1789 war erschienen. Die Abgeordneten der drei Stände waren versammelt, und nun sollte der Reichstag eröffnet werden. Zu Versailles, * wo die Könige seit Ludwig dem Vierzehnten ihre Residenz aufgeschlagen hatten, war der Sitz des Reichstags.

Der Hof hatte die Stimmung der Abgeordneten des Bürgerstandes sorfältig erforscht, und zu seinem Schrecken daraus abgenommen, daß eine grosse Aenderung mit ihm vorgehen werde. Er suchte also gleich Parthei gegen denselben zu machen, da er nicht gesonnen war, sich in seiner unmässigen Lebensweise beschränken zu lassen. Schon in den ersten Tagen bemerkten die Abgeordneten des Bürgerstandes, wie sehr man beflissen war, sie zu demüthigen. Sorgfältigst beobachtete man alle Gebräuche, wie man sie in den alten Urkunden vorfand. Der Adelstand und die Geistlichkeit erschienen in einem prachtvollen Aufzuge; die Bürger aber mußten die schwarzen Mäntel der Rechtsgelehrten, welche in den ältern Zeiten von dem Bürgerstande als Abgeordnete gewählt worden waren, tragen, um sie bei dem Volke lächerlich zu machen. Auch als sie

dem

* Eine Stadt, vier Stunden von Paris.

dem Könige vorgestellt wurden, bemerkte man das Kränkende in der Behandlungsart. Der Geistlichkeit und dem Adel öffnete man beide Flügel der Thüre; den Abgeordneten des Bürgerstandes wurde nur ein Flügel aufgethan, und sie mußten geschwind bei dem Könige vorbeimarschiren, nachdem man sie lange genug in einem grossen Saale zusammengepreßt hatte warten lassen. Auch bei der Prozession der Reichsstände wurde derselbe Unterschied beobachtet; die hohe Geistlichkeit, vom Golde strotzend, und die Grossen des Reichs, um den Thronhimmel herum sich drängend, giengen in größter Pracht einher, während der Bürgerstand einem Leichenzuge ähnlich sah; wofür er aber von dem Volke mit immerwährenden: „Es lebe der Bürgerstand!“ begrüßt, und mit Beifallsbezeigungen überhäuft wurde. Endlich machten die schnöden Sticheleien der Hofleute gegen sie das Maaß ihrer Erbitterung voll, wozu noch kam, daß diese Männer, die grossentheils nie weit von ihrem Wohnorte weggekommen waren, und von dem in Städten und auf dem Lande herrschenden Elende vor wenigen Tagen noch Augenzeugen gewesen waren, nun die auffallendsten Denkmähler der übermüthigen Verschwendungen sowohl Ludwigs des Vierzehnten und Fünfzehnten, als des

nunmehrigen noch ausgesucht wollüstigern Hofe sahen. Hier wies man ihnen ein königliches Schloß, welches Millionen gekostet hatte, dort den Zauberpallast zu St. Cloud, für welchen zwölf Millionen bezahlt worden waren. Und alle diese Herrlichkeit, — riefen sie, — hat das Volk mit saurem Schweisse erarbeitet!" —

Und nun wurden Partheien geschlossen. Der Hof suchte den Adel und die hohe Geistlichkeit zu vereinigen, um den Gemeinen die Stimmenmehrheit zu rauben. Die Bürgerlichen im Gegentheile vereinigten sich immer fester, und machten zuletzt nur Eine Gesellschaft aus. Schon brachen am Hofe, als er die Uebereinstimmung der Gemeinen erfuhr, Wuth und Kabale gegen Necker los, daß er die Zusammenberufung der Reichsstände betrieben, und eine so grosse Anzahl gemeiner Pfarrer zugelassen hatte, welche es, aller Wahrscheinlichkeit nach, mit dem Bürgerstande halten würden. Man sah voraus, daß es Ernst werden würde.

Um also, da die Gemeinen, wie der Hof, den Bürgerstand in einem vornehmen wegwerfenden Tone nannte, in Verbindung mit Einigen von der Geistlichkeit und dem Adel die Mehrheit

heit der Stimmen auf ihrer Seite hatten, diesen Vortheil für sich zu gewinnen, entwarf man den Plan, daß Ständeweise und nicht Mann für Mann gestimmt werden sollte. Jeder Stand sollte nämlich in einem besondern Saale stimmen, und wenn z. B. der Adelstand durch die Mehrheit für entschieden hatte, und die Geistlichkeit eben so; so mußte der Bürgerstand wenn er auch ganz unter sich einstimmig wider gestimmt hatte, doch unterliegen; denn zwei Stimmen, nämlich die Geistlichkeit und der Adel waren dafür, und nur Eine, nämlich der Bürgerstand, war dagegen. Der Hof, der Adelstand und die hohe Geistlichkeit hätten also dadurch die Oberhand behalten, und ihre Wünsche, nach ihrer Uebereinkunft erfüllen können, indem die Mehrheit unter ihnen einstimmig war.

Allein die Abgeordneten des Bürgerstandes durchsahen den Plan. Nachdem der Reichstag eröffnet war, begaben sie sich in den Saal der Reichsversammlung, und luden die zwei andern Stände zu sich, welche sich in zwei abgesonderten Kammern versammelt hatten. Die Gemeinen warteten auf den Adel und die Geistlichkeit; aber vergebens. Da sie sich nur als vermuthliche Abgeordnete, welche es nemlich

erst erweisen müßten, daß sie wahrhaft Abgeordnete wären, ansahen; so forderten sie, daß die Vollmachten aller Abgeordneten gemeinschaftlich untersucht werden sollten, wenn auch jeder Stand in einer besondern Kammer berathschlagen wollte, welches sie jedoch nie zugeben würden. Aber die zwei andern Stände fiengen, jeder besonders, mit der Untersuchung der Vollmachten an, und kündigten hiedurch zur Genüge an, daß sie sich mit den Abgeordneten des Bürgerstandes nicht zu vereinigen gedächten. Nachdem der Bürgerstand mehrmals die zwei andern Stände, aber immer vergebens, zur Vereinigung eingeladen hatte, und der Adel, seinem gewohnten Stolze gemäß, ohne hierauf Rücksicht zu nehmen, mit der Untersuchung der Vollmachten fortgefahren hatte; schlug die Geistlichkeit Vereinigungskommissäre vor, welche die Gemüther einander näher zu bringen suchen sollten. Beide Theile willigten ein, und schickten Einige von ihnen, welche zusammen vor den königlichen Ministern den Streit ausgleichen sollten. Der König ließ den drei Ständen einen Vereinigungsplan vorschlagen, der im Grunde eigentlich Niemanden anständig war. Der Adel und die Geistlichkeit wollten sich noch immer, besonders der Erstere, nicht zur Vereinigung mit den Gemeinen

nen verstehen, und so ward nichts ausgemacht, und es blieb wieder wie es vordem war.

Unterdessen war mit der Versammlung der Stände und mit den jetzigen Vorgängen ganz Frankreich beschäftigt. Man fieng an, über das lange Zögern ungeduldig zu werden. Die Gemeinen überreichten deshalb dem Könige eine Denkschrift, in welcher sie ihm die Beweggründe vorlegten, weswegen sie, sich in Thätigkeit zu setzen, verpflichtet wären; sie sandten noch einmal Abgeordnete an die zwei andern Stände, und luden sie nun zum letzten Male ein, sich in den National-Saal zu begeben, um daselbst die Vollmachten gemeinschaftlich zu untersuchen. Alle Vollmachten der Abgeordneten des Bürgerstandes wurden untersucht, und noch am nemlichen Abende brachten drei Pfarrer aus Poitou, und am folgenden Tage noch sechs Pfarrer ihre Vollmachten zur Untersuchung in den Saal der Gemeinen.

Aber der Adelstand und die Mehrheit der Geistlichkeit stimmten mit dem Hofe überein, und blieben in ihren abgesonderten Kammern. Hiedurch genöthigt, wenn der Bürgerstand den Vortheil der Stimmenmehrheit nicht fahren las-

sen

sen wollte, schlug Sieyes den 16ten Junius vor, sich als eine Volksversammlung zu erklären; denn der Bürgerstand mache eigentlich das Volk aus. Gleich am folgenden Tage ward dieser Vorschlag bewerkstelliget, und einmüthig erklärten die Abgeordneten des Bürgerstandes, „daß sie nun die National-versammlung ausmachten.“ Man denke sich einen ungeheuren Saal, in welchem so viele Hunderte versammmelt waren; auf den Gallerien war alles voll Zuschauer aus Paris und vom Hofe, als dieses vorfiel; in dem ganzen Saale ertönte: „Es lebe der König, es lebe die National-Versammlung!“ Hierauf standen die Stellvertreter des Volkes stillschweigend auf, und legten den Eid ab, ihren Auftrag mit Eifer und Treue zu verrichten. Eine begeisternde Rührung durchdrang alle Gemüther; in Paris und in ganz Frankreich frohlockte man über dieses Ereigniß.

Noch am nemlichen Abende setzte die National-Versammlung fest: „daß die bisherigen Auflagen, obschon sie nicht durch die Nation bewilliget wären, doch fernerhin erhoben werden sollten; daß Eine ihrer ersten Arbeiten sein sollte, die öffentliche Schuld in feste Ord-

nung

nung zu bringen; und daß ein Ausschuß errichtet werden sollte, um ausfündig zu machen, wie dem Mangel an Lebensmitteln, der das Königreich drücke, abzuhelfen wäre."

Schon am zweiten Tage darnach stimmte die Mehrheit der Geistlichkeit auf die Vereinigung mit dem Bürgerstande, und sogar in der Kammer des Adels erhoben sich einige Stimmen dafür, und alles kündigte schon eine nahe gänzliche Vereinigung der Stände an; als der Hof, der bei weitem grössere Theil des Adels und der kleinere Theil der höhern Geistlichkeit beschlossen, mit vereinigten Kräften dieselben zu hintertreiben, und dazu Gewalt zu gebrauchen.

Der König befand sich eben zu Marly, * als dieses vorgieng, und Necker war zu Paris bei seiner todtkranken Schwägerinn. Man sagt, der Erzbischof zu Paris sei nach Marly gereist, und habe sich dem Könige zu Füssen geworfen, um ihm vorzustellen, daß sein Ansehen vernichtet, und der Staat in's Verderben gestürzet wäre, wenn er nicht zu schleunigen Mitteln schreiten, und den Gemeinen den allerhöchsten Willen ihres Beherrschers vorschreiben würde.

---

* Ein königliches Lustschloß, einige Stunden von Paris.

de. Neben diesem beredete man den König, er würde die National=Versammlung gänzlich um ihren Kredit bringen, wenn er aus eigener Macht seinem Volke fast alles, was es begehrt hätte, bewilligte. Man stellte ihm vor, er wäre von der Nation zärtlich geliebt' sie würde sich glücklich schätzen, in einem Tage von seiner Güte das zu erhalten, was sie von ihren Abgeordneten schwerlich erlangen könnte, und daß diese, wenn sie sich solchen väterlichen Absichten widersetzten, sich vor der ganzen Welt als Unruhstifter bloßgeben, und alle öffentliche Achtung verlieren würden. Und während daß man den König durch Gründe, die auf sein Herz zu wirken im Stande waren, irre zu führen suchte, stellte man ihm zugleich die Nothwendigkeit vor, Truppen heranrücken zu lassen, um das Volk von Paris, dessen Gährungen furchtbar zu sein schienen, in Respekt zu erhalten.

Am 20sten Junius sollten sich die Mitglieder der Geistlichkeit mit der National=Versammlung vereinigen. Aber, während sich die Abgeordneten nach dem Saale begaben, ward die Nachricht bekannt gemacht, daß die Sitzungen der National=Versammlung ausgesetzt blieben, und daß der König am zweiundzwanzigsten eine

könig=

königliche Sitzung halten würde. Als Ursache der dreitägigen Zuschliessung des Saals wurden die erfoderlichen inwendigen Zubereitungen zur Auszierung des Thrones angegeben. Indessen kamen die Deputirten, Einer nach dem Andern herbei, und fanden die Thüren des Saales verschlossen, und mit Soldaten besetzt. Der lebhafteste Unwille erfüllte sie, daß man die Abgeordneten des Volkes so behandle. Man versammelte sich im Ballhause zu Versailles, und schwur, sich nie zu trennen, und eher aller Orten sich zu versammeln, bis die neue Verfassung des Königreichs und die allgemeine Umschaffung vollendet sei. Die königliche Sitzung wurde auf den 23sten verschoben. Die Nationalversammlung hielt am 22sten ihre Sitzung in der Ludwigskirche, welcher Ort das Majestätische der Vereinigung der meisten geistlichen Abgeordneten erhöhte. Hundert und neunundvierzig derselben, worunter sich mehrere Bischöfe befanden, brachten ihre Vollmachten zur Untersuchung, und so nahm der Bürgerstand immer mehr an Ueberlegenheit zu.

Endlich wurde am 23sten die königliche Sitzung mit allem Pompe gehalten. Wiederholt begieng man den Fehler, den man bei der Eröffnung des Reichstags begangen hatte: man wies

den

den Abgeordneten des Volkes eine besondere Thüre an, und stellte sie unter ihrem Vordache einem heftigen Regen bloß, indeß die zwei andern Stände ihre Ehrenplätze eingenommen hatten.

Der König hielt seine Rede. Durch die Vorspieglungen des Hofes, des Adels und eines Theils der Geistlichkeit hiezu bewogen verordnete er, daß der Unterschied der drei Stände beibehalten werden solle, und daß die Schlüsse, welche die Gemeinen als eine Nationalversammlung gefaßt hatten, zernichtet seien. Er sprach von Wohlthaten, die der König seinem Volke bewillige, und zuletzt befahl er, daß die Abgeordneten sogleich auseinander gehen, und den folgenden Tag jeder Stand in seiner angewiesenen Kammer seine Sitzungen wieder anfangen solle.

Nach Beendigung seiner Rede entfernte sich der König. Alle Mitgieder des Adels und ein Theil der Geistlichkeit folgten ihm nach. Die Abgeordneten der Gemeinen blieben unbeweglich und stillschweigend auf ihren Sitzen. Die Arbeitsleute wollten den Thron und die ganze Zurüstung zur königlichen Sitzung fortschaffen; entfernten sich aber wieder, als sie die Abgeordneten noch

anwe=

anwesend fanden. Der Hof, benachrichtigt von dem Ungehorsam der Gemeinen, sandte den Groß-Cärmonien-Meister an sie ab. „Meine Herrn, sagte dieser, sie wissen die Willensmeinung des Königs.“

„Gehen sie, rief ihm Mirabeau zu, sagen sie denen, die sie hersenden, daß wir dem Willen des Volkes gemäß hier sind, und daß wir unsere Plätze nicht verlassen werden, bis die Gewalt der Bajonette uns wegtreibt.“

Und nun brach der verhaltene Unwille los. Nach längerm Verhandeln sagte Siyes ganz kaltblütig: „Meine Herrn, sie sind heute, was sie gestern waren.“ — Und hierauf beschloß die Versammlung auf ihren gefaßten Schlüssen zu beharren; zugleich erklärten sie, daß die Personen der Abgeordneten unverletzlich, und daß alle, die sich unterstehen würden, ihrer Freiheit zu nahe zu treten, ehrlos, Verräther des Vaterlandes und Hauptverbrecher seien, mit dem Vorbehalte, alle Urheber oder Vollzieher solcher Befehle gerichtlich zu belangen.

Am folgenden Tage hielt die Nationalversammlung ihre Sitzung fort, als wenn keine königliche Sitzung gehalten worden wäre. An die-

sem Tage begab sich auch die Mehrheit der Geistlichkeit und siebenundvierzig vom Adel in die Nationalversammlung. Ein Hofmann rief bei dieser Gelegenheit aus: „Sie dauern mich; da sind nun siebenundvierzig Familien entehrt, mit denen sich Niemand mehr durch Heirathen wird verbinden wollen.“ — So unzeitig machte der Adel seine verkehrten Begriffe von Ehre geltend, während er sich größtentheils durch seine Lebensweise in den Augen des gemeinen Mannes entehrt hatte.

Die mindere Zahl der Geistlichkeit und die Mehrheit des Adels setzten in ihren abgesonderten Kammern ihre Berathschlagungen fort, aber ohne Erfolg; denn man sah nur auf den grössern Theil. Der König lud endlich selbst beide zur Vereinigung ein, welcher Einladung die Geistlichkeit sogleich, der Adel aber nach einigem Wiederstreben folgte. Am 27sten Junius 1789 geschah die gänzliche Vereinigung.

Und von hier, darf man sagen, fängt eigentlich die Revolution an. Der König mußte von der Geistlichkeit und dem Adel selbst begehren, was er einige Tage vorher verbothen hatte. Von nun an hörte er auf, dem Volke zu befehlen; seine ferneren Befehle verdienen diesen Namen nicht

mehr.

mehr. Es ist Vieles über die Rechtmässigkeit eines Volkes zur Revolution gesprochen und geschrieben worden, und die Meisten und die Rechtlichsten haben sich gegen dieselbe erklärt. Und jeder Redlichgesinnte wird ihnen beistimmen, wenn von den einzelnen Personen, welche eine gewaltsame Revolution zu bewirken beabsichtigten, die Rede ist. Aber es ist demungeachtet einer waltenden Vorsehung gemäß, daß es so kam, wie es gekommen ist. Die Regierung mußte sich ändern. Regierung eines Volkes heißt Leitung desselben. Nun kann man es gut, oder schlecht, oder gar nicht leiten. So einfach und streng von Natur Ludwigs des Sechszehnten Sitten waren, so wenig er für sich bedurfte, und so sehr er das Wohl seiner Unterthanen wünschte; so wenig verstand er, selbst zu regieren oder doch die Regierung fähigen und redlichen Männern anzuvertrauen, und so groß und so zahlreich waren die Ungerechtigkeiten, die unter dem Schutze seines Namens geübt wurden. Ludwigs Name war der Deckmantel aller Unternehmungen der Minister und des Hofes. Nicht er, sondern seine Minister und der Hof regierten, und zwar sehr schlecht. Man muß also sagen, sie leiteten das Volk schlecht, inwieferne sie ihm ihre verderbten Sitten mittheilten; ausserdem aber

regier=

regierten sie gar nicht, weil sie sich bloß um die Erhebung und Vermehrung der Abgaben und um die Verzehrung der Einnahme bekümmerten, nicht aber um die Leitung des Volkes. Allein der Regent sollte für einen immer bessern Zustand seiner Unterthanen sorgen; er sollte durch öffentliche Anstalten und Fügungen den Wohlstand seines Volkes zu vermehren suchen, auf die öffentliche Erziehung seine ganze Aufmerksamkeit wenden, und alles dem Wohle der Unterthanen Nachtheilige aus dem Wege räumen: kurz, er sollte seine Unterthanen der Bestimmung des Menschen zu nähern suchen. Wenn dieß seine Sorge nicht ist; so hört er auf Regent zu sein. Das Volk aber will und muß nach göttlichen Gesetzen, die keine Willkühr der Menschen umzustossen vermag, zum Bessern geleitet werden. Wo dieß in einem Staate nicht geschieht, erfolgt, bald oder spät, eine Umkehrung der Dinge, bis endlich zuletzt die Leitung des Volkes in der Hand desjenigen bleibt, der es wirklich, zum Bessern zu leiten im Stande ist.

Dieß hoft der bessere Mensch zur göttlichen Vorsehung, auf die er vertrauet, wenn er auch manchmal ihren Pfad in dem Gewirre der Umgebungen verliert.

I.

Vom 27sten Junius 1789 bis zum 7ten Oktober dieses Jahres.

Von dieser Zeit an hatte also im Grunde Ludwig der Sechszehnte aufgehört, Regent zu sein, und nun sehen wir den Kampf der Partheien, welche sich um die Regierung streiten.

Der Hof und bei weitem der grössere Theil des Adels und der höhern Geistlichkeit hielten es mit Ludwig; nicht seiner selbst wegen, sondern weil sie dadurch hofften, ihre Vorrechte und ihr Ansehen noch ferner zu erhalten. Man hielt in Versailles eigene Zusammenkünfte, deren Verhandlungen nicht immer ein Geheimniß für das Volk blieben. So zum Beispiele hatte es sehr wohl erfahren, daß in Einer derselben ein Minister, Foulon, vor dem Könige erklärt hatte: „Man müsse Paris mähen, wie man eine Wiese mäht."

Ein

Ein grosser Theil der Gelehrten und der besseren Bürger wollten, aus wahrem Eifer für Ruhe und Ordnung, den König beibehalten wissen; aber die Meisten von ihnen wünschten, durch eine vieljährige, traurige Erfahrung belehrt, daß man seine unumschränkte Gewalt durch eine neue Verfassung einschränken möchte, um die Landeskasse vor den Plünderungen des Hofes zu verwahren. Es ist nicht zu läugnen, daß Viele von dieser Klasse der Einwohner Frankreichs auch ihr eigenes Beste bezweckten; aber sie wollten es auch durch ihr Verdienst erringen, und um ihren Lohn für das Beste des Landes arbeiten.

Der größte Theil der Halbgelehrten wollte endlich gar nichts mehr von Königen und Fürsten wissen, und sie predigten immer in einem Tone fort gegen Tyranei und Despotie. Ihren Hochmuth, der sie selbst zum herrschen antrieb, hofften sie dadurch befriedigen zu können wenn eine gänzliche Umkehrung erfolgen würde. Sie führten immer Freiheit und Gleichheit im Munde, indeß ihr Herz nichts davon kannte. Liebe Freunde, was für ein Unterschied ist zwischen Reden und Handeln! Wie viele höret ihr nicht, von Rechtschaffenheit und Güte ohne Aufhören fortschreien, daß man glauben sollte, indem man

ihnen zuhört, sie seien die bravesten und redlichsten Männer. Aber, lieber Himmel, wenn man diese Leute handeln sieht! „O wie sehr, — rufen wir dann öfters aus, — haben wir uns in diesem Manne geirrt!“

So war es auch bei diesen Männern. Sie bekannten sich für die Sache der Freiheit und Gleichheit, jedoch nur deshalb, weil sie durch eine Revolution dasjenige, was ihrem Ehrgeitze hinderlich war, aus dem Wege zu räumen, und alsdann dahin zu gelangen hofften, wohin sie im Herzen schon lange getrachtet hatten. Weiter aber brauchten sie die Worte Freiheit und Gleichheit nicht, und wollten von keiner fernern Anwendung derselben auf sich selbst etwas wissen.

Solche Männer gab es sehr viele in der Nationalversammlung selbst. Nur, wo sie die Mehrheit offenbar gegen sich sahen, gaben sie in den ersten Tagen der Revolution noch nach, und unterdrückten einsweilen die geheimen Wünsche ihres Herzens; aber durch öftere unwillkührliche Ausbrüche ihrer Leidenschaften berechtigten sie nicht selten den Hof und den Adel zu den freilich sehr übertriebenen und oft ganz falschen Vorstellungen, die hierüber dem Könige gemacht wurden.

Ich habe oben schon gesagt, daß der Hof seine Sitten dem Volke mitgetheilt hatte. Man kann sich kaum vorstellen, welchen hohen Grad in Paris das Sittenverderbniß erreicht hatte. Eigennutz hatte sich aller Gemüther bemeistert; aus dem geselligen Leben war alle Herzlichkeit verschwunden; beinahe einem Jeden war nur sein Ich das einzige Werthe. Man kann sich denken, daß der niedrigsten Volksklasse, welche in ihrer Verworfenheit sehr zahlreich sich vorfand, der Ruf: Freiheit und Gleichheit! ein Wohllaut war. Daß dieser Pöbel zu den Absichten der vorigen Klasse von Einwohnern sehr dienlich war, leuchtet von selbst ein.

Ganz besonders aber muß der Herzog von Orleans noch bedacht werden. Dieser ränkevolle Mann war ein abgesagter Feind des königlichen Hauses, mit dem er doch nahe verwandt war. Er suchte bei dieser Gelegenheit die Herrschaft über Frankreich an sich zu reissen, und bediente sich hiezu der halbgelehrten Schreier und des Pöbels. Daher er jenen ihren Ehrgeitz zu befriedigen versprach, diesen durch Geschenke zu gewinnen suchte, und bei den Uebrigen sich als ein uneigennütziger Volksfreund beliebt machen wollte.

Dieß

Dieß waren die Partheien, in welche Frankreich getheilt war. Und nun kehren wir wieder zur Geschichte zurück. —

Den folgenden Tag, als sich die Nachricht von der gänzlichen Vereinigung der drei Stände in Versailles verbreitet hatte, strömte Alles, voll Jubel und unter fortwährendem: Es lebe der König! in die weiten Schloßhöfe hinein. Das Volk verlangte, den König und die Königinn zu sehen, und als sie sich auf dem Balcon zeigten, war des Jubelns kein Ende mehr. Abends wurde die Stadt beleuchtet, und die ganze Nacht brachte man mit Lustbarkeiten zu.

Aber die Einwohner ahneten nicht, was insgeheim vorgieng. Sie blickten nur auf die beruhigte Oberfläche hin; indeß im Stillen auf Verderben gesonnen wurde.

Schon am fünften Julius rückten von allen Seiten Truppen an. Sie bestanden größtentheils aus fremden, im französischen Solde stehenden Regimentern, welche zusammen fünfzig tausend, (nach andern 35 tausend) Mann ausmachten, und von dem damals berühmtesten General von Frankreich, dem Marschal de Broglio, angeführt werden sollten. Man hatte erfahren, daß

der Hof und der Adel beschlossen hatten, die Nationalversammlung auseinander zu treiben, sollte es auch noch so vieles Menschenblut kosten. Die Verschwornen selbst, eines erwünschten Ausgangs gewiß, konnten sich nicht enthalten, öffentlich damit zu pralen, und waren fest überzeugt, daß ein ihnen so verächtlicher Pöbel von hohen Staabs-Offizieren und von einer fünfzig tausend Mann starken Armee ohne vielem Wiederstande in Staub getreten würde.

Die Einwohner von Paris, eingedenk der Worte Foulon's, sahen sich nun ringsum von Soldaten und Kanonen umgeben. In der Stadt selbst herrschte drückender Mangel an Lebensmitteln, welcher durch die vielen Truppen in der Gegend herum noch erhöht wurde. Sie also, das Volk, das seinen König vor allen andern Völkern immer über Alles geliebt hatte, sie sollten nun von ihrem Könige den Kanonen und Bajonetten der Soldaten preißgegeben werden! Ihr König drohte, sie mit der fürchterlichsten Hungersnoth zu quälen!

Eine unbeschreibliche Wuth bemächtigte sich aller Gemüther; die gemeinschaftliche Gefahr hatte Alles vereinigt. Nicht bloß der Pöbel, auch

der brave Bürger fand sich ein; die Weiber sogar munterten die Bürger zur Vertheidigung des Vaterlandes auf. Sie fragten die Soldaten, welche ihnen begegneten, ob sie wohl das Herz haben würden, ihre Brüder, ihre Mitbürger, ihre Verwandten und Freunde zu morden? Im Palais-Royal * war der Sammelplatz der Bürger; jede Stunde wurde hieher von den Verrichtungen oder den Gefahren, oder den Besorgnissen der Nationalversammlung Bericht erstattet. Mehrere Soldaten hatten geschworen, daß sie ihre Waffen gegen die Nation nicht gebrauchen würden, und sich in grosser Menge im Palais-Royal eingefunden. Auf einmal erfuhr man, daß einige Soldaten zur Strafe gezogen werden sollten, weil sie sich geweigert hatten, auf ihre Mitbürger zu feuern, und daß elf französische Garden in dem Gefängnisse der Abtei säßen, und nach dem Gefängnisse der verruchtesten Bösewichter, nach Bissetre, gebracht werden sollten. Vom Wein und Patriotismus erhitzt eilte man, sie zu befreien. Das Gefängniß ward erbrochen, die Gefangenen wurden befreit, und im Triumphe nach dem Palais-Royal geführt. Die Husaren und Dragoner erhielten Befehl zum Angriff; aber diese streck-

* Des Herzogs von Orleans Pallast in Paris, welcher jetzt Palais d'égalité heißt.

streckten das Gewehr, und vereinigten sich mit den Bürgern, und alle riefen: „Es lebe die Nation!“

Indeß sandte man doch Abgeordnete an die Nationalversammlung, um ihre Fürsprache bei dem Könige zu begehren. Der König ertheilte den Soldaten Gnade, und Alles schien nun beruhigt zu sein. Aber in Versailles ward die Gefahr immer drohender. Jeden Augenblick erschienen die Leibgarden zu Pferde, die Schweizer umgaben das Schloß, und den Kanonieren war befohlen, sich bereit zu halten. In dieser Lage verlangte die Nationalversammlung vom Könige, daß er seine Truppen, welche bei dem Volke Besorgnisse erregten, und die Freiheit der Nationalversammlung einschränkten, entfernen möchte. Die Antwort, die der Hof dem Könige eingab, war verneinend und spöttisch. Den Tag darauf verabschiedete der Hof Neckern, den Abgott des Volkes, und verwies ihn des Landes. Schön ist hiebei das Betragen dieses Mannes. Schon vor 20 Tagen hatte Necker vom Könige seinen Abschied verlangt; man gab ihm denselben nicht. Jetzt wurde er verwiesen. Bei Tische erhielt er den Befehl, sogleich das Königreich zu verlassen, und davon nichts bekannt werden zu lassen. Er

setz=

setzte sich mit seiner Frau in den Wagen, unter dem Vorwande, spatzieren zu fahren, und sagte auch dieser erst, nachdem sie einige Stunden von Versailles entfernt waren, daß er verabschiedet und Landes verwiesen sei. Gewiß eine sehr schöne Handlung! —

Obschon Necker einen Umweg machte, um seine Abreise desto besser zu verbergen; so war dennoch diese Nachricht den folgenden Tag schon in Versailles bekannt, und zugleich, daß Breteuil, Foulon, La Glazieres, La Porte und der Marschal de Broglio den Staatsrath des Königs ausmachen sollten. Sogleich erfuhr es Paris. Die kaum besänftigten Gemüther wurden stürmischer wie vor zwei Tagen bewegt. Die Bürger eilten nach dem Palais-Royal. Die Verweisung des Mannes, der bisher allein noch die Hungersnoth von Paris abwehrte, setzte alles in den heftigsten Eifer. Man nahm Neckers Brustbild nebst dem Bilde des Herzogs von Orleans, von dem man sagte, er sei auch verwiesen, und trug beide, von einer zahllosen Menge begleitet, in der Stadt umher. So ward das Bildniß eines heimtückischen Mannes neben dem des rechtschaffenen Neckers geehrt.

Eini-

Einige Soldaten hatten Befehl erhalten, anzugreifen, und sie verwundeten mehrere Personen. Prinz Lambesc, der Anführer derselben, haute einen alten wehrlosen Mann zusammen. Die Bürger vereinigten sich und erbrachen die Werkstätte der Büchsenschmiede. Eine Kompagnie Soldaten wurde geschlagen, und nun dauerten die Unruhen bis tief in die Nacht fort.

Aus Zufall oder absichtlich war dieser schreckliche Tag in Versailles dem Hofe und dem Adel ein Tag der Freude. Es war Ball, man überhäufte die Soldaten mit Liebkosungen und Schmausereien; bei den zügellosen Gastmahle sprach man ganz zuversichtlich von der Zerstreuung der Nationalversammlung, und belustigte sich mit Gedanken an das bevorstehende Blutbad.

Nichts von diesem war verschwiegen geblieben. Am folgenden Morgen wurden in Paris alle bei den Büchsenmachern sich noch vorfindenden Flinten von den Einwohnern weggenommen; man schmiedete Degen, Säbel, Aexte, Spiesse und und Gewehre aller Arten; dreissig tausend Flinten und sechs Kanonen, die in dem Invalidenhause versteckt lagen, wurden weggenommen, so daß am folgenden Tage sechszig tausend Mann bewaffnet,

net, als freiwillige Vertheidiger des Vaterlandes eingeschrieben, und in Kompagnien abgetheilet waren.

Zu gleicher Zeit verlangte die Nationalversammlung von dem Könige noch einmal die Entfernung der Truppen. Auf eine wiederholt abschlägige Antwort beschloß sie nun unter mehreren andern: „Daß die Nationalversammlung nicht aufhören würde, auf die Entfernung der Truppen und auf die Errichtung von Bürgersoldaten zu dringen; daß die dermaligen Minister für Alles, was in dieser gefährlichen Lage erfolgen würde, verantwortlich sein sollten; und daß die Staatsschulden unter der Verpflichtung der französischen Ehre und Treue genommen sind, und daß die Nation sich nicht weigert die Zinsen zu bezahlen; daß daher keine Macht das Recht hat, das ehrenschänderische Wort Bankrut, (welchen der Hof und der Adel in Vorschlag brachten) auszusprechen, unter welcher Form und Benennung es sein mag.“

So rüstete man sich beiderseits zum blutigen Bürgerkriege. Die Weigerung des Königs, die Truppen von Paris und Versailles zu entfernen, erfüllte ganz Paris mit Verzweiflung. Schon seit lange her hatte sich Launay, der Befehls-

fehlshaber der Bastille, in vorzüglich guten Vertheidigungsstand gesetzt, und nun hatte ihm Bessenwald Befehl ertheilt, sich tapfer zu halten, bis man ihm Hülfe zusenden würde. Dieß war das Zeichen zum Angriffe. „Nach der Bastille, nach der Bastille" rief alles. Die Bürger forderten Launay zur Uebergabe auf. Er stellte sich willig. Man ließ bei zweihundert Bürger in den Hof hinein, zog dann die Brücke wieder auf, und feuerte mit Kanonen unter die Abgeschnittenen, von denen Viele todt niederfielen. Die Wuth derjenigen, die ausserhalb standen, stieg hier auf's Höchste. Nach einer unbeschreiblichen Anstrengung waren die Ketten der Zugbrücke zerrissen, und der erste Hof erobert. Auch die zweite Brücke eroberte man in einer kurzen Zeit, und nun tödtete man Alles, was sich widersetzte. Launay ward gefangen nach dem Rathhaus geführt. Vergebens suchten ihn seine Führer der Wuth des Volkes zu entreissen. Er ward getödtet und seinem Leichnahme der Kopf abgehauen. Dasselbe Schicksal hatte der Major der Bastille, Püjet. Beide Köpfe wurden auf Spiesse gesteckt und zur Schau durch alle Strassen von Paris herumgetragen. Selbst Weiber sah man bei diesem scheuslichen Anblicke lachen, und in die Hände klatschen. So weit kann sich der Mensch

in

in der Wuth verirren, und in einem solchen Grade die menschlichern Gefühle verläugnen!

Die ganze Nacht durch dauerte die Gährung fort. Man hatte sogleich die Einnahme der Bastille nach Versailles berichtet, welcher Nachricht aber der Hof keinen Glauben beimaß. Die Nationalversammlung gab Einigen von ihren Mitgliedern den Auftrag, den Plan zu einer neuen Verfassung des Reichs zu entwerfen, ein Beweis, daß sie sich nun, nach der Eroberung der Bastille, stark genug glaubte, zu diesem Geschäfte schreiten zu dürfen. Zugleich schickte sie zweimal Abgeordnete an den König, um die Zurücksendung der Truppen wiederholt von ihm zu begehren; aber allzeit schlug ihnen der König ihr Ansuchen ab. In dieser gefahrvollen Lage beschlossen nun die Abgeordneten, diese Nacht durch versammelt zu bleiben. Mit bangen Besorgnissen brachten sie dieselbe zu. Aber während die meisten Abgeordneten auf Bänken, Tischen und Teppichen den Schlaf suchten, den die Natur verlangte, der aber ihre Augen floh, gelang es Einem von ihnen, die Gefahr zu entfernen. Herr de Liancourt, ein Mann, der vom Könige und von allen Rechtschaffnen geschätzt ward, und der das Vaterland in seinem Herzen trug, begab sich in der Nacht zum

Köni=

Könige, eben zu der Zeit, da keiner von seinen bösen Räthen um ihn war. Er unterrichtete ihn von Frankreichs Lage und von der Gefahr, die den König selbst und die königliche Familie bedrohe, wenn er nicht die ihm angerathenen verderblichen Maaßregeln abändern würde. Ludwig der Sechszehnte gab nach. Er gieng selbst ohne Pomp und ohne Gefolge in die Nationalversammlung. Ueberall empfieng man ihn ernst und stillschweigend; als er aber ankündigte, daß er mit der Nation Eins ausmachen wolle, daß er in die Abgeordneten derselben sein volles Vertrauen setze, und daß er den Truppen befohlen habe, sich von Versailles und Paris zu entfernen; so fühlten sich alle Herzen ihrer lange erlittenen Beklemmung entledigt, und der König ward unter lautem Jubel von der Nationalversammlung zum Schlosse zurück begleitet. Diese hielt Tags darauf noch um die Entlassung der neuen Minister an; auch dieses bewilligte der König, und machte der Nationalversammlung zugleich bekannt, daß er Neckern zurückberufen habe, und am folgenden Tage sich nach Paris begeben werde.

Diese fröhliche Bothschaft in Paris zu verkündigen, schickte die Nationalversamm-

lung achtzig ihrer Mitglieder dahin ab. Sie giengen zu Fusse durch die Stadt zwischen zweien Wänden von Soldaten und Bürgerwachen, unter dem unaufhörlichen Geschrei zahlloser Volksschaaren: Es lebe die Nation! Es lebe der König! Als sie im grossen Saale des Rathhauses angelangt waren, sagte La Fayette unter andern: „Der König ist betrogen gewesen, aber er ist es nicht mehr; er kennt unser Elend, und kennt es, um ihm auf ewig ein Ende zu machen. Ich komme gesandt von ihm an sein Volk mit Worten des Friedens; ich hoffe, ich kann auch ihm den Frieden verkündigen, dessen sein leidendes Herz so sehr bedarf." Es lebe die Nation! Es lebe der König! Es lebe die Freiheit! war der Ausruf, mit welchem sich diese Szene schloß.

Den 17ten Julius um sieben Uhr früh Morgens stand in Paris schon eine Linie von 150 tausend Mann Bürgersoldaten bereit, und erwartete, in Regimenter geordnet, und von La Fayette kommandirt, den König. Er kam. Vergeblich bemühte sich die königliche Familie, ihn von dieser Reise abzuschrecken; zu frisch waren die Worte Liancourt's noch in seinem Gedächtnisse. Er blieb unbeweglich, und folgte dießmal

seinem eignen Willen. In einem prunklosen Wagen, und einfach gekleidet hielt der König seinen Einzug. Dreihundert Mitglieder der Nationalversammlung begleiteten ihn zu Fuß. Am Eingange empfieng Bailly, Bürgermeister von Paris, den König, und überreichte ihm die Schlüssel der Stadt. In der Rede, die er an ihn hielt, hieß es am Schlusse: „Bisher verdankten Sie die Krone Ihrer Geburt; von heute an werden Sie sie Ihrer Tugend verdanken." Hierauf gieng der Zug nach dem Rathhause. Aber der Rückblick auf das Vergangene und die Ungewißheit der Zukunft liessen noch keinen andern Freudenruf laut werden, als: Es lebe die Nation! Innigst hiedurch erschüttert langte der König auf dem Rathhause an. Bailly überreichte dem Könige die Volkskokarde, * das Zeichen der Brüderschaft des Volkes. Durch die Reden der Begrüssenden gerührt sagte der König mit gedämpfter Stimme: „Mein Volk kann sich immer auf meine Liebe verlassen." — Er nahm die Kokarde aus den Händen des Bürgermeisters, und trat in das Fenster vor sein Volk hin. Und allgemein ertönte nun der Ruf: Es lebe der König!

Es

* Sie war damals zweifarbig: roth und blau. Jetzt ist noch die weisse Farbe hinzu gekommen.

Es gewährt einen rührenden Anblick, wenn der Regent und das Volk innig übereinstimmen, und voll gegenseitiger Liebe und Zutrauen sind. Wie viel entbehren nicht jene Regenten und Völker, die ein solches Glück nicht geniessen! —

Die Parthien schienen nun wieder ausgeglichen zu sein: denn die einzige Stütze des Hofes und des Adels, der König, war mit dem Volke versehnt. Und itzt hätte man glauben sollen, seien alle Hoffnungen dieser Parthei, zu ihrem alten vorherigen Glanze zu gelangen, vergeblich. Eben so waren die glänzenden Aussichten derjenigen, welche zu herrschen begehrten, und deshalb allen Königen und Fürsten so gram waren, gänzlich verschwunden. Aber eine traurige Folge belehrte die Zeitgenossen des Gegentheils, und raubte ihnen ihre angenehmen Träume. Die Partheien waren zu mächtig; sie kannten die höfischen Ränke zu gut, um durch sie neue Uneinigkeiten anzetteln zu können; der Fäden waren zu viele, wodurch der Hof und der Adel noch mit dem Könige in Verbindung standen; das menschliche Herz ist endlich selbst in manchen Augenblicken seinen Leidenschaften und Angewöhnungen zu sehr unterthan, als daß man wegen der Folge der Dinge hätte ruhig sein können. So sah der besser Unterrichtete mit banger Erwartung der Zukunft entgegen.

Die Vereinigung des Königs mit dem Volke hatte Schrecken und Besorgnisse unter den Hofleuten und dem Adel verbreitet. Noch mehr wurden diese durch die Ermordung des vormaligen ersten Bürgermeisters von Paris, Flesselles, vermehrt. Man hatte ihn nemlich in Verdacht, daß er es mit der Sache des Volkes nicht gut meine, und zu seinem Unglücke fand sich ein eigenhändiger Brief von ihm in der Tasche des ermordeten Launay, in welchem es hieß: „Halten Sie Sich gut bis acht Uhr, dann sollen Sie Truppen und Bomben haben. Unterdessen will ich die Canaille hinhalten.“ — Er wurde ergriffen, und hingerichtet.

Die Furcht vor der Volksrache bewog die Meisten des Adels und vom Hofe zu entfliehen. Besonders war dieß bei jenen der Fall, die mit Gewalt die Unruhen in Paris zu dämpfen gesucht hatten. Unter mancherlei Verkleidungen zerstreuten sie sich in alle Welt: die Minister waren verschwunden; Foulon ließ sich für todt ausgeben. Sogar der alte Prinz Conde und der Bruder des Königs, Artois, nahmen die Flucht. Viele Tausende vom Adel folgten ihrem Beispiele, und suchten sich ausserhalb Frankreich zu sammeln, um mit vereinigten Kräften ihr Verlornes wieder zu erkämpfen. Aber

Aber Foulon entkam nicht. Er ward angehalten, nach Paris gebracht, und vom Volke in seiner Wuth auf eine grausame Art niedergemetzelt. Vergeblich gaben sich Lafayette und Bailly alle Mühe, um ihn zu retten. Die nemliche unmenschliche Hinrichtung wurde an seinem Schwiegersohne, Berthier, verübt. Der wüthende Pöbel ließ an dem Leichnahme noch seinen Grimm aus; ein Wütherich riß ihm das Herz aus dem Leibe, und trug es an einem Hirschfänger herum, und die bleichen, blutrünstigen Köpfe der Beiden wurden zur Schau durch alle Gassen getragen. Abscheulicher Anblick ausgearteter Menschheit!

Durch solche Vorfälle und größtentheils auch durch sein Bewußtsein war der Adel zu seinen Besorgnissen, welche ihn zur Flucht bestimmten, berechtigt. Der so lange gedrückte und gemißhandelte Unterthan fühlte sich nun stärker als seine bisherigen Bedrücker, und maß, nach dem göttlichen Spruche, wie ihm eingemessen war, wieder aus. Ueberall wurde die alte Ordnung umgestossen; es wurden viele Schlösser des Adels verbrannt, Archive zerstört, und unzählige Gräuel verübt; man erlaubte sich ungerecht zu sein, wie man gegen ihn ungerecht gewesen war.

Zu gleicher Zeit griffen alle Bürger des Reichs nach dem Beispiele der Pariser zu den Waffen. Es hatte sich das Gericht in ganz Frankreich verbreitet, daß die flüchtigen Prinzen Frankreich angreifen, und nichts schonen würden; die Furcht ließ sie schon da sein, und man glaubte, es sei keine Zeit zu verliehren, wenn man sich würde vertheidigen wollen. Alles griff zu den Waffen und in kurzer Zeit stand eine unzählbare Menge Menschen, in Regimenter und Bataillone geordnet, zur Vertheidigung bereit. Aller Orten war die Nationalversammlung das Eins und Alles der Bewohner, und überall ließ man seiner Freude ihren ungehinderten Lauf. Niemand theilte mehr diese Liebe als Necker, Lafayette, und zum Theile noch der König.

Auf diese Personen mußte also der Angriff gerichtet werden, wenn man die erste Stelle im Staate allein einnehmen wollte, und gegen diese bereitete man sich auch zum Kampfe.

Als Necker nach Paris zurückkehrte, erhielt er überall die ausgezeichnetsten Beweise der allgemeinen Freude. Nirgends aber waren sie vollkommner als in Paris. Auf allen Strassen drängten sich Menschen in Waffen und ohne

Waf=

Waffen; Greise und Kinder, und Reiche und Arme rannten, um den Mann, der ihnen bei drückendem Mangel an Lebensmitteln Brod zu verschaffen wußte, zuerst zu sehen, und ihm zuerst sein Willkommen zu sagen. Von einer unzählbaren Menge frohlockender Menschen begleitet, langte er vor dem Rathhause an. Lafayette, an der Spitze der Wahlmänner, empfieng ihn, und führte ihn in den Rathssaal, wo man ihn freudig bewillkommte. Aber keine Ehrensäule war ihm so willkommen, als die Befriedigung seines Wunsches, den Unordnungen im Reiche Einhalt zu thun. Er benützte die allgemeine Zuneigung des Volkes zu ihm, und sprach für diejenigen, die das Unglück hatten, als geächtete Schlachtopfer der öffentlichen Rache verfolgt, und bestraft zu werden. Er beschwor die Volksvertreter, alle ihre Kräfte und ihren ganzen Einfluß zu verwenden, „daß jene unseligen Auftritte, deren Andenken man, wo möglich, in die tiefste Vergessenheit vergraben müßte, nicht wiederholt, daß durch jene Hinrichtungen ohne Verhör, Urtheil, Form und Gesetze die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit, die öffentliche Ruhe und die Ehre der Nation nicht von Neuem beleidigt und verletzt würden."

Die Herzlichkeit, mit welcher er sprach, gewann die Herzen aller Gegenwärtigen für sich, und einstimmig riefen sie: Gnade für die Schuldigen! Die Versammlung beschloß, daß allen Feinden verziehen sein soll; daß sie jede Gewalthätigkeit, die dem gegenwärtigen Beschlusse entgegen ist, verbiete; und daß sie von nun an für die einzigen Feinde der Nation diejenigen halten werde, die durch irgend einen Schritt die öffentliche Ruhe stören würden.

Necker hatte Paris verlassen, und das Volk sich in fröhlichen Haufen durch die Stadt zerstreut, als hiedurch auch die Nachricht von dem, was vorgefallen war, im Palais = Royal bekannt wurde. Auch hier billigte man in der ersten Stunde den Beschluß; aber bald fieng man an zu meinen, daß die bewilligte Verzeihung dem Herzen Neckers mehr Ehre, als der Nation Sicherheit und Nutzen brächte; und je länger man dieser Meinung nachgieng, desto mehr überzeugte man sich, daß der Rath einen Schritt gethan hätte, der eben so rasch als gefährlich, eben so unüberlegt als unbefugt gewesen wäre. Kaum hatte man sich der meisten Stimmen, daß dieser Beschluß wiederrufen werden sollte, versichert, so ordnete man Einige ab, welche zum

Ver=

Versammlungsorte der nächsten Abtheilung eilen, und ihre Meinung vortragen mußten. Man hatte ausgesprengt, daß dieser einzige Beschluß alle die Folgen für Freiheit und Sicherheit vernichten würde, welche sich das Volk durch Todesgefahr und selbst durch Blut am vierzehnten Julius hätte erkaufen müssen. In dieser Vorstellung lag alles, was nöthig war, einen verwöhnten und stolz gewordenen Pöbel aufzuregen. Man rührte die Trommeln, und zog die Sturmglocken; oft ohne zu wissen, warum und wozu. So war in wenigen Stunden ganz Paris in Bewegung, und man fürchtete die Auftritte vom vierzehnten Julius blutig erneuert zu sehen. Alles strömte nach dem Rathhause, und ertrotzte von der Versammlung der Wahlmänner die Zurücknahme des vorhergefaßten Beschlusses.

Durch dieses Gelingen seiner Wünsche ward dem Pöbel die Macht eingeräumt, durch Gewalt zu erzwingen, was nicht seines Sinnes war, und so hatte derjenige gewonnenes Spiel, der den Pöbel am Ersten in Bewegung zu setzen, und für seine Sache zu gewinnen verstand. Wir werden daher öfters in den weitern Begebenheiten der Revolution erfahren, daß die größten Schreier, welche dem Volke zu schmeicheln verstan=

standen, gewöhnlich am Ende gegen die gute Sache recht behielten.

Man kann sich jezt leicht denken, auf welcher Parthei sich das Uebergewicht befand. In der Nationalversammlung selbst vertheidigte man das Recht des Pöbels, jene Menschen, welche sich ehedem zu Schritten verleiten liessen, die nun despotisch genannt wurden, ohne Urtheil und Recht ermorden zu dürfen: „man müsse den Pöbel schonen, der dieß thue, und den Staat von diesen Aussaugern reinige; denn ihr Tod sei das Siegel und die Bestattigung der errungenen Freiheit.“ Solche Unordnungen und Grausamkeiten erlaubte man sich in der Nationalversammlung, welche dem Staate eine neue Verfassung geben sollte, zu predigen.

Und die Folge davon war, daß man fortfuhr, sich selbst Recht zu verschaffen, und im Taumel seiner Leidenschaften ungestraft zu morden.

Einen Beleg zu dem, was oben von den Mordthaten ohne Urtheil und Recht gesagt wurde, liefert folgender Vorfall.

Die

Die Einwohner von St. Denis * beschuldigten ihren Bürgermeister ungefähr derselben Verbrechen, deren die Pariser ihren ersten Bürgermeister, Flesselles, beschuldigt hatten. Einige von ihnen brachen daher in sein Haus ein, um sich seiner zu bemächtigen; aber er entkam ihnen, und rettete sich auf den Thurm einer Kirche. Doch auch hier fand man ihn bald, und bemächtigte sich seiner. Eine ganze Stunde hindurch ließ man ihn in einer Ungewißheit über sein Schicksal, die schrecklicher war, als sein bald nachher erfolgter Tod. Seine Verfolger waren uneins, was für einen Tod er leiden sollte. Einige riethen zum Henken, und in demselben Augenblicke hatte er einige Stricke um den Hals; andere wollten ihn vom Thurme herabgestürzt haben, und sogleich wurde er zu den Schalllöchern geschleppt. Die ihn herabstürzen wollten, zogen ihn bei den Füssen, die ihn henken wollten, hielten ihn bei den Stricken am Halse. Sie vereinigten sich endlich dahin, daß er bei den Schalllöchern hinausgehenkt, und so der unten versammelten Menge gezeigt werden solle. Aber eine dritte Parthei that sich hervor, und wollte, daß man ihn unten auf der Strasse köpfen, und

sodann

* Eine der Vorstädte von Paris und zwei kleine Stunden davon entfernt.

sodann bei den Füssen aufhenken müsse, um seine Hinrichtung dadurch anschaulicher, und für alle seines Gelichters desto warnender zu machen. Diese Meinung drang durch, und man schleppte ihn hinunter. Man hieb ihm nun den Kopf ab, und steckte ihn auf eine Stange, und henkte den Körper bei den Füssen auf. Einige aus dem Volke schlugen hierauf in ihrer blutgierigen Freude vor, daß sie mit dem Kopfe nach Paris ziehen, und den Parisern zeigen müßten, daß ihnen die Bürger von St. Denis im Patriotismus und Muthe nichts nachgäben. Mit Freudengeschrei nahm man den Vorschlag auf, und mehr als fünfzehnhundert Menschen marschirten nach Paris. Aber Lafayette verabscheute solche Schauspiele, und ließ ihnen durch Bürgersoldaten den Eingang verwehren.

Und so gieng es im ganzen Reiche. Eine Menge lüderliches Gesindel, das nur rauben wollte, hatte sich zusammengezogen, und erklärte Alles für Sein, was Reichern gehörte. Die Begriffe von Gleichheit und Freiheit stürmten in allen Köpfen, und wo Einer mehr hatte, als der Andere, da wollte man mit ihm theilen, und erlaubte sich Handlungen, daß an Gräßlichkeit wenige in der Geschichte angetroffen werden, welche diese übertreffen.

Der gemeine Mann fieng endlich über die Zögerung und Langsamkeit der National-versammlung laut zu klagen an, und diese Klagen bewogen endlich dieselbe, ernstlich auf die Hemmung dieses Unfuges zu denken.

Nach einigen Berathschlagungen hierüber stand Herr de Noailles auf, und erklärte, „daß alle Beschlüsse gegen die aufrührerischen Bewegungen fruchtlos wären, wenn man nicht die Ursache derselben vernichten würde; diese Ursache aber seien die ungleich vertheilten Lasten des Volkes. Es sei also kein anderes wirksames Mittel, als daß man das Volk von solchen ungerechten Abgaben befreien müsse."

Dieser Vorschlag, von einem Manne gemacht, der mit wahrer Großmuth und Herzlichkeit das Beste des Volkes gegen sich selbst in Schutz nahm, der, indem er den Adel zu Aufopferungen aufforderte, selbst die wichtigsten zuerst machen mußte, brachte die bezweckte Wirkung hervor. Einstimmig (freilich mag mancher Adelichgesinnter aus Furcht vor der Wuth des Volkes, wenn er sich widersetzen würde, eingewilligt haben) einstimmig ward beschlossen, * daß Alles,

was

* Am 4ten August 1789.

was den Landmann und den Bürger drücke, aufgehoben und auf ewig vernichtet sein solle; daß also alle Vorrechte aufhören sollen, daß Stand, Rang und Würde kein ausschliessendes Recht auf Aemter, oder irgend eine Ausnahme von den allgemeinen Lasten des Staates verschaffen können; es soll nichts mehr auszeichnen, als Vorzüge, nichts mehr soll Gemächlichkeit verschaffen, als Fleiß, nichts soll mehr geschätzt werden, als Tugend und Verdienst. Alle ungerechten Abgaben wurden aufgehoben, und die gerechten nach gleichem Maaßstabe vertheilt, man konnte sich von der Leibeigenschaft, den Laudemien, und Leibgedingen loskaufen, die Frohnen und Scharwerke hörten aber ganz auf. Es war ein Eifer in der Nationalversammlung, aller Vorzüge los zu sein, welcher für den unpartheiischen Zuschauer sehr rührend war.

Das Volk indeß, welches über diesen Beschluß frohlockte, mag bei Manchem tiefer gesehen haben, und schrieb das Ganze sich selbst, nemlich der Einnahme der Bastille, der Hinrichtung Foulons und den Stürmereien und Mordbrennereien der Bauern auf dem Lande zu. Es konnte sich nicht überzeugen, daß diejenigen, welche durch die hartnäckige Behauptung ihrer Rechte

dem

dem allgemeinen Wohle so lange im Wege gestanden hatten, sie jetzt auf einmal so großmüthig und freiwillig aufgeben sollten. Es blieb kalt und mißtrauisch gegen diese Parthei, welche sie die Adelichgesinnten oder Aristokraten hieß, und schrieb bloß sich und ihren Anführern, die sich Volksfreunde oder Demokraten nannten, den Sieg zu.

Es ist gewiß, daß hiedurch manchem Adelichen unrecht geschah, welcher unverdient von dem Hasse des Volkes verfolgt wurde; aber eben so gewiß ist es, daß das Mißtrauen des Volkes nicht ungegründet war. Die Aufopferungen, welche selbst die adelichgesinnten Mitglieder der Nationalversammlung gemacht hatten, wurden von den Adelichen und Geistlichen übel aufgenommen. Vorzüglich geschah dieß ausserhalb Paris in den übrigen Städten des Reichs und auf dem Lande, wo der Hochmuth so gerne Geringere um sich sieht. Auch verlohr der Adel auf dem Lande, welcher sich erst seinen Adel gekauft hatte, sehr Vieles durch diese Verfügung. Die Hofparthei und der entflohene Adel erhielten daher einen neuen beträchtlichen Zuwachs durch diese.

Noch mehr wurden die Hoffnungen dieser Parthei durch die Unruhen erhöht, welche nun um vieles mehr als vorher, ausbrachen. Das Volk suchte sich ohne Schonung diese neue Einrichtung zu Nutze zu machen. Man fuhr mit den Plünderungen und Mordbrennereien fort, es verbreiteten sich die Räuberbanden immer mehr, und man nahm, ohne Rücksicht, ob der Besitzer für das Volk gut oder nicht gut gesinnt war. Es herrschte also bloß das Gesindel und diejenigen in Paris, welche als sogenannte Volksfreunde die Parthei des Pöbels auf ihrer Seite hatten. Es ist einleuchtend, daß der Hof hiedurch gegründetere Hoffnungen hegen durfte, wieder zu seinem vorigen Glanze zu gelangen.

Um Vieles wurde die Parthei des Hofes durch die Lage des Königs während der Verhandlungen der Nationalversammlung verstärkt. Unterdessen sich diese mit der neuen Verfassung Frankreichs beschäftigte, erregte der König, der unterdessen aller Gewalt beraubt war, das gegründetste Mitleiden. Absichtlich wurde dieß von den mit der neuen Ordnung in Frankreich gar nicht einverstandenen Adelichen und Geistlichen aufgefaßt, und es wurden durch Mitleidbezeigungen in Schriften und Reden mehrere

Unterthanen zu gewinnen gesucht, welches auch einigen Fortgang hatte, besonders bei solchen, die unter der unumschränkten königlichen Regierung nicht viel zu leiden hatten. Einen andern Zweck, den man dadurch erreichen wollte, und welcher darin bestand, den König ganz von der Volksparthei abwendig zu machen, und für sich zu gewinnen, verfehlte man ebenfalls nicht ganz, indem der König einige Verordnungen vom 4ten August nicht annehmen wollte. So leitete man es ein, den König ganz für seine Sache zu gewinnen.

Inzwischen versuchte diese Parthei auch auf eine andere Art, die Oberhand zu erhalten. Sie wünschte, den König dahin zu bringen, daß er mit ihr gemeine Sache machen müsse. Man suchte daher alle Flugschriften auf, die von der Parthei des Pöbels gegen alle Könige und Fürsten zu Hunderten verfaßt wurden, und legte sie dem Könige vor, damit er einsehen lerne, welche Gefahren ihn umgeben, und damit er, dadurch bewogen, die Flucht ergreifen würde.

Allerdings mußten diese Schriften auf das Herz des Königs wirken, und er mußte dadurch zaghaft gemacht werden. Man erlaubte sich darin,

in Dinge zu sagen, die den Unverschämtesten hätten erröthen machen sollen. Auch waren die Handlungen des Pöbels und die blutigen Unruhen im ganzen Königreiche nicht dazu geeignet den König in sicherer Gewißheit zu erhalten, daß sein Leben keiner Gefahr ausgesetzt sei. Aber im Gegentheile beschuldigte man auch den Hof und den Adel, daß sie solche Flugschriften absichtlich verfertigen und ausstreuen liessen, um dem Könige die Gefahr zu vergrössern, und ihn dadurch desto eher zur Flucht zu bewegen.

Man entwarf also den Plan, den König durch die Flucht aus den Klauen seiner Gefängnißwärter zu befreien, und war dabei so unklug, sich öffentlich und mit Großsprecherei dieser Begebenheit, welche erst auszuführen war, zu rühmen. Unter dem Volke war es bekannt, daß der König entweder entführt werde, oder daß man ihn zur Flucht nach Metz * bereden müsse, daß ihn dort Herr von Bouille vertheidigen solle, und daß in der Königin Zimmer selbst dieser Plan zur Reife gediehen sei.

Zur

* Die Hauptstadt des Bißthums Metz, dessen Bischoff unter dem Erzbischoff von Trier gestanden hat, welches nicht sehr weit von der deutschen Gränze entfernt liegt.

Zur nemlichen Zeit waren die ausländischen Truppen in Versailles verstärkt worden, welches Oel ins Feuer schütten hieß. Man begieng nebstdem von Seite der Leibwache des Königs noch den Fehler, den Offiziers des Regiments Flandern, und verschiedenen andern Militärspersonen in Versailles ein Gastmahl zu geben, wobei man die gehörige Vorsicht nicht beobachtete. Bei diesem Feste schien Alles dahin abzuzwecken, dem Könige, den man zu gleicher Zeit als ein Schlachtopfer der strassenräuberischen Nationalversammlung abschilderte, den Kriegsstand zu gewinnen. Die Tische waren mit Speisen und Wein reichlich besetzt, die Fröhlichkeit der Franzosen zeigte sich in ihrer natürlichen Lebhaftigkeit, die Gemüther wurden durch Wein erhitzt, und durch Musik noch mehr angefeuert. Mit Vorbedacht wurden die Gesundheiten des Königs und der königlichen Familie öfters wiederholt, und der Nation Ihre, die man ausbringen wollte, ausgeschlagen. Der König kam eben von der Jagd zurück, und man bewog ihn, das Fest zu sehen. Der Königin lag man nicht minder an, sich kurz vor dem Nachtische dahin zu begeben, in dem Augenblicke, da die Grenadiers, die Jäger und die Schweitzer eingelassen wurden. Sie erschien mit ihrer Familie und mit einem Theile

des Hofes. Der Kronprinz wurde von seiner königlichen Mutter um den Tisch herumgetragen. Die Gemüther erhitzten sich zusehends, und mit dem Degen in der Faust wurden die Gesundheiten der erhabenen Zuschauer getrunken. Der Hof entfernte sich, und nun ward der Saal zum Saufgelage. Alle Folgen der Betrunkenheit äusserten sich diesen Abend noch. Mit lallender Zunge singt die Gesellschaft das Lied: O Richard, o mein König, dich verläßt die ganze Welt, und läßt sich der grösten Ausgelassenheit über. Die Einwohner von Versailles strömten herzu, und nun verräth sich, wie die Volkspartthei vorgiebt, das ganze Komplott.

Drei Tage nachher ward das nemliche Gastmahl wiederholt, und dadurch nur noch mehr das Volk in Wuth gebracht. Sogleich wurden diese Vorfälle durch die Zeitungen in ganz Frankreich verbreitet. Man sezte hinzu; durch öftere Nacherzählung wurde Vieles erdichtet; wie es aus dem Munde des Zweiten kam, war es schon nicht mehr das, was es im Munde des Ersten war, und so gieng es fort. Das Traurigste war, daß es überall, es möchte erzählt worden sein, wie immer, vollen Glauben fand, und die Gemüther der Unterthanen empörte. Noch mehr

war

war dieses der Fall, als man sich laut erzählte, daß die Königin selbst dieses Gastmahl veranlaßt habe.

Ganz Paris gerieth darüber in Aufruhr. Man wurde wüthend, daß man in Versailles reichliche Schmausereien halte, während Paris an dem nothwendigsten Nahrungsmittel, an Brod, Mangel litt. Zu eben dieser Zeit war nemlich die Stadt, mitten im Ueberflusse eines fruchtbaren Reiches, einer Hungersnoth ausgesetzt. Das Brod war theuer und schlecht, und die Einwohner mußten sich an den Thüren der Bäcker darum raufen. Auch dieser Mangel war den Adelichgesinnten als ihr Werk Schuld gegeben worden, indem man Leute gesehen haben wollte, welche das Brod aufgekauft und in den nahen Fluß, die Seine, geworfen hatten.

Ueberlaut schrie man, „das Komplot sei offenbar, die Verachtung der Volkskokarde, die man sich beim Schmause habe zu Schulden kommen lassen, und die Weigerung, auf die Gesundheit der Nation zu trinken, sei eine wahre Kriegserklärung; die Erscheinung einer Menge von Ludwigsrittern, von Uniformen der ausländischen Regimenter und der königlichen Kokarde

bewiesen nur zu sehr die Wirklichkeit des Komplots; es sei einmal Zeit, da man den König entführen wolle, um ihn an die Spitze einer Parthei zu stellen, daß man ihn nach Paris bringe."

Bisher war immer nur das Volk in Bewegung gewesen, und die bessern Einwohner hatten sich größtentheils stille verhalten; aber izt, da mehrere Anzeigen da waren, daß die aristokratische Parthei die Oberhand gewinnen könne, kamen auch sie in Gährung. Es bedurfte nur Eines Stosses noch, um den Ausbruch zu vollenden.

Dieser Stoß kam am fünften Oktober. Der Brodmangel in Paris war auf den höchsten Grad gestiegen. Seit acht oder zehn Tagen zeigten sich, von vier Uhr Morgens an, schon Hunderte von Käufern vor den Bäckerläden, und warteten auf die Oefnung des Ofens, ohne oft für ihre Familie mehr als Ein Brod bekommen zu können. Den Morgen des fünften Okobers giengen mehrere Bäckerläden gar nicht auf, weil den Tag vorher nicht alle mit Mehl hatten versorgt werden können. Die Käufer, noch mehr aber die Käuferinen, die es tiefer fühlten, daß sie den ganzen Tag eine hungrige, nach Brod

jam=

jammernde Familie um sich haben sollten, geriethen in Aufruhr. Diejenigen Quartiere der Stadt, die keine andere Nahrung als trocknes Brod wußten, brachen zuerst wüthend hervor. Die Bewohner der Vorstädte liefen zusammen, und unter ihnen machten besonders die Fischweiber das meiste Geräusch. Die Gegenvorstellungen der Männer erhitzten sie vollends, und das Elend vor der Thüre spornte sie kaum so an, als der Gedanke, daß die Männer nicht bloß unthätig bleiben, sondern sie sogar zwingen wollten, es auch zu bleiben.

Sie liefen in Haufen zusammen, hielten Alles, was ihnen von ihrem Geschlechte begegnete, an, und giengen endlich in die Häuser, um die Mägde und andere handfeste Weiber herauszuholen, und sie zu zwingen, ihre Anzahl zu vermehren. So strömten sie bald zu Tausenden nach dem Rathhaus, und fiengen damit an, daß sie den Bürgersoldaten, die sich daselbst zeigten, Feigheit vorwarfen, ihre Waffen verlangten, und auf Einlaß in das Rathhaus drangen. Ihre Absicht war anfangs bloß, von dem Bürgermeister über den Brodmangel Rechenschaft zu fordern, und ihm über seine Sorglosigkeit, auch wohl über seine vermeinte geheime Verbindung

mit den Aristokraten, Vorwürfe zu machen; aber bald giengen sie in ihrer Erhitzung weiter, und schon fiengen sie an, Stricke zu suchen, um den etwa schuldig Befundenen ihr Recht eigenhändig anzuthun; als einige hundert von den Bewohnern der Vorstadt St. Antoine ankamen, sich unter sie mischten, und ihnen einen noch wildern Muth mittheilten, der denselben Augenblick in Thätigkeiten überzugehen anfieng. Sie drängten die Bürgerwache, welche Bürgerblut schonen wollte, zurück, stürmten das Rathhaus, sprengten die Säle und Zimmer auf, zerrissen und zertraten alle Schriften, fielen über die Kassen her, und in einem Augenblicke waren viele Tausende, baar und in Kassenscheinen, in den Händen der Menge. * Einige zogen die Glocken des Rathhauses, und gaben dadurch allen Uebrigen die Losung, ebenfalls zu stürmen. Bald war ganz Paris in Bewegung. Die Arbeiter ließen von ihrer Arbeit weg; die Gesellen und Lehrbuben aller Handwerker strömten zusammen. Die Bürgersoldaten versammelten sich, aber noch ehe sie sich dazwischen werfen konnten, und wollten, war der Sturm vorüber, und hatten Hunderte

von

* Jedoch wurde bei weitem der gröste Theil dieser Summe nachher freiwillig und aus eignem Antriebe wieder eingeliefert.

von Weibern die Barrieren * gewonnen, und sich, von einer bewaffneten und unbewaffneten Menge Männer, meistens vom Pöbel, begleitet, nach Versailles in Bewegung gesetzt.

Die Weiber selbst gaben einen im höchsten Grade lächerlichen, eckelhaften und fürchterlichen Anblick. Breite Gesichter, die von Wuth verzerrt waren; hervorragende, funkelnde Augen; eine heisre Kehle, aus welcher die Worte gleichsam geröchelt wurden, und dazu ein vierecktigter Körper und baumstarke Beine, die unter den kurzen Röcken hervor, überall gleich dick, sichtbar waren, und in plumpe Holzschuhe ausliefen. Einige dieser weiblichen Ungeheuer hatten Gewehre auf den Schultern, grosse Raufdegen an den Hüften, und in den Händen Hellebarden wie Schäferstäbe; andere hiengen zärtlich an den Armen halbnakter und ausgehungerter Bettler, und noch andere keuchten, zu dreissigen an Kanonen gespannt, fluchend und schnarchend daher.

Was dieser Zug auf dem Wege zwischen Paris und Versailles von Weibern und Männern antraf, hielt er an, und wer die Volkskokarde nicht hatte, ward gemißhandelt. Einige Ka=

* Schlagbäume.

Karossen, die nach Paris wollten, wurden geräumt, und statt des eigentlichen Gebieters oder der Gebieterin wurden Weiber hineingesetzt, die der Marsch zu stark angegriffen hatte. Voran gieng das Bataillon der sogenannten Freiwilligen der Bastille aus der Vorstadt St. Antonie, unter die Weiber gemischt; nebenher liefen Tagelöhner, Bettler, Savoyarden und Gesindel aller Art, und hinterher jauchzte ein Heer von Buben, von fünf bis zu fünfzehn Jahren, alle in Lumpen. So kam der Zug an, und umgab sogleich das Haus der Nationalversammlung. Es war Nachmittags gegen vier Uhr.

Die Mitglieder der Nationalversammlung waren noch versammelt, als man dem Presidenten derselben, Mounier, meldete, daß Weiber von Paris schon mehrere Male in den Saal gewollt hätten, und über die Wache hätten herfallen wollen. Man ließ sie vor. Sie kamen in grosser Anzahl in den Saal der Versammlung, und derjenige, welcher das Wort führte, verlangte in einem ziemlich derben Tone Brod und die Bestrafung der königlichen Leibwache, welche die Volkskokarde mit Füssen getreten habe. Der Präsident suchte ihrer mit guter Art loß zu werden, und rieth ihnen ruhig

nach

nach Paris zurückzugehen, und des besten Willens von ihrer Seite versichert zu sein. „Damit ist es nicht gethan!“ — riefen einige Stimmen, und die Weiber blieben in einer unruhigen Bewegung, und wichen nicht von der Stelle.

Der Präsident sah sich genöthigt, mit noch einigen Mitgliedern zum Könige zu gehen, und ihm die traurige Lage von Paris vorzustellen. Sogleich traten ihm einige Weiber in den Weg, und verlangten mit zum Könige. Mit Mühe brachte er es endlich dahin, daß nur sechs mit ihm gehen sollten; aber er konnte es doch nicht verhindern, daß ihn alle nach dem königlichen Schlosse begleiteten, und zwölf Weiber mit ihm zum Könige giengen.

Die Abgeordneten der Nationalversammlung wurden vor den König gelassen, und der Präsident stellte ihm seine Begleiterinnen vor. Er schien gerührt zu werden durch die Nachrichten des Präsidenten von der traurigen Lage der Hauptstadt, und billigte die Versicherung, welche die Nationalversammlung den Weibern gegeben hatte, daß sie, mit ihm gemeinschaftlich, alle Mittel in Bewegung setzen wollte, dem Mangel und der Theuerung abzuhelfen.

Darauf sprach er einige Worte mit der Anführerin der Weiber, Madame Chablis, und umarmte sie nach der hergebrachten Sitte. Als sich der König entfernen wollte, trugen sie Einem seiner Kammerherren noch die Bitte vor, die Königin und den Kronprinzen zu sehen. Er theilte sie dem Könige mit, und dieser schien anfangs einige Schwürigkeiten zu machen; aber Necker kam dazu, rieth, daß man sie zu ihr lassen möchte. Zugleich gieng er mit dem Könige voran in das Zimmer der Königin, die sie sehr unruhig und deshalb sehr willig fanden, den ihr drohenden Besuch anzunehmen. Die Fischweiber traten herein, und sahen die Königin vor sich auf einem Lehnsessel, den Kronprinzen auf dem Schooße und die Prinzessin zwischen den Knieen. Sie traten mit plumpen Knixen näher. Die Anführerin küßte dem Kronprinzen zuerst die Hand, dann der Prinzessin und darauf erst der Königin den Rock. Die Uebrigen traten sodann Eine nach der Andern hinzu, und thaten ein Gleiches. Der Kronprinz streckte seine kleine Hand geduldig hin, und sah seine Mutter mit einer Aengstlichkeit an, die mit Thränen und Zittern begleitet war, und die Prinzessin drehte sich mit beiden zur Mutter hinauf gestreckter Armen um, und weinte bitterlich, als die Reihe der häßlichen Weiber gar kein Ende neh=

men wollte. Die Mutter tröstete und beruhigte beide mit einem Lächeln, das ihr selbst nicht vom Herzen zu gehen schien, und versicherte ihnen, diese Damen hätten sie sehr lieb, und würden ihnen nichts zu leide thun. „Nein Monsiegneur, nein, liebe Prinzessin!" — schrieen sie alle aus Einem Munde. — „Wir werden Ihnen nichts zu Leide thun." — Darauf trugen sie ihre Klagen über Mangel und Noth dem Könige und Neckern selbst noch einmal vor, und als dieß geschehen war, sagte Madame Chablis: „Wir haben der Königin noch was besonders zu sagen; Ihre Majestät und Herr Necker werden also die Güte haben, uns ein wenig mit ihr allein zu lassen." — Der König sah sie ängstlich an, und sagte: „Wozu das? Was wollt ihr? Ich hoffe, daß ihr keine gewaltthätigen Absichten habt?" — „Fürchten Sie nichts, — erwiederte Mad. Chablis, — wir wollen bloß ein wenig mit ihr schwatzen. Und wenn Sie uns nicht trauen, da nehmen Sie sechs von uns als Geiseln mit; die Weiber da sind wohl so viel werth, als alle Hofdamen, das sag' ich!" — Der König entfernte sich mit Neckern, und nun gaben die Weiber der Königin die Ermahnung in ihrer Sprechweise: „Daß sie sich in Zukunft besser aufführen sollte. Dießmal wollten

ten sie ihr noch durch die Finger sehen, aber es wäre auch das letzte Mal. Sie hätte den guten König gewaltig hinter das Licht geführt. Geschähe dieß noch einmal, so" — hier würden ihre Mienen und Gebährden so heftig, daß die Königin eine Bewegung machte, als ob sie Hilfe rufen wollte. — „Sein Sie nur ruhig, — sagte jetzt Mad. Chablis, — wir geben Ihnen da nur einen kleinen freundschaftlichen Rath, und zum Zeichen, daß alles vergessen und vergeben ist, wollen wir Sie umarmen. Gnade muß für Recht ergehen. — Nun umarmten Sie die Königin Eine nach der Andern, und sodann sagte Mad. Chablis zu Einer ihrer Gefährtinen: „Nun, Gevatterin, laß den König wieder 'rein kommen." — Der König erschien, und zeigte sich neugierig, zu wissen, was verhandelt worden wäre; aber die rüstige und beredsame Chablis sagte: „Es geht die Männer nichts an, was die Weiber unter sich haben. Bleiben Sie unser guter König, und lassen Sie Sich nicht gegen Ihr Volk aufhetzen. Es hat Sie so lieb, wie Vater und Mutter, und läßt Blut und Leben für Sie!" — Somit entfernten sie sich.

Unter=

Unterdessen waren vor dem Schlosse schon blutige Händel vorgefallen. Die königliche Leibwache hatte sich längst dem Gitterwerke vor dem äussern Schloßhofe gestellt. Ein Pariser Bürgersoldat wollte allein in den Hof hinein, und man hatte ihn durch die Glieder gelassen, weil man wußte, daß das Gitter verschlossen war. Vor der Thüre desselben stand ein Schweizer, in diesen drang er, ihm aufzumachen. Da er dieß nicht wollte, ward er wüthend, stieß mit seinem Säbel nach ihm, und schrie: „ob er zu schlecht sei, seinen König zu bewachen?“ — Der Befehlshaber der königlichen Leibwache, Marquis von Savonnieres, ritt auf ihn zu, und machte ihm lebhafte Vorwürfe über diese Gewaltthätigkeit. Statt aller Antwort hieb der Bürgersoldat mit dem Säbel nach ihm; der Marquis und seine Begleiter antworteten darauf, und der Bürgersoldat fiel, und stellte sich todt. Denselben Augenblick feuerte ein Soldat von den Versailler Bürgersoldaten auf den Marquis ab, und zerschmetterte ihm den Arm.

Dießmal wurden die Unruhen noch gestillt, da der König seiner Leibwache befahl, sich, ohne zu feuern, zurückzuziehen. Aber ein neues Ungewitter drohte. Zu Paris wurde von Einigen

der

der Bürgersoldaten in Vorschlag gebracht, nach Versailles zu ziehen, die königliche Leibwache und das Regiment Flandern zu verjagen, und sowohl die königliche Familie als die Nationalversammlung nach Paris zu holen. Der Vorschlag fand Beifall, und man schritt zur Ausführung. Vergebens bestritt Lafayette dieses Vornehmen, und, als er damit nichts ausrichtete, glaubte er durch ein künstliches Hinhalten die warmen Köpfe abkühlen lassen zu müssen; aber er mußte nachgeben, denn schon fieng man an, ihn einen Aristokraten zu nennen, und ihm, als einem Solchen, zu drohen. Sogleich, als er mit ihnen einstimmen mußte, setzten sich gegen vierzigtausend Mann nach Versailles in Bewegung.

Es fiel ein ungewöhnlich starker und anhaltender Regen. Sie hatten schon einen Theil des Weges nach Versailles zurückgelegt, als Lafayette noch einmal versuchte, sie zum Rückzuge zu bewegen. Aber es half nichts. Ueber und über mit Koth bedeckt, bis auf die Haut durchnäßt, und vor Frost mit den Zähnen klappernd lachten sie des Regens, des Sturms und der Schlossen. Indeß erhielt Lafayette doch das Versprechen von ihnen, daß sie durchgehends

sei=

seinen Befehlen gehorchen, und nur dann Gewalt brauchen wollten, wenn man sie mit Gewalt empfangen würde. Sogleich machte Lafaytte diese Nachricht der Naionalversammlung bekannt.

Zur nemlichen Zeit war es in Versailles, wie man sich leicht denken kann, noch ziemlich unruhig. Der Präsident der Nationalversammlung war auf dem königlichen Schlosse, und wartete immer vergebens auf die königliche unbedingte Bestättigung einiger Artikel der neuen Verfassung Frankreichs, welche die Nationalversammlung schon verfaßt hatte. Endlich um zehn Uhr Nachts erhielt er dieselbe, da er mit allem Rechte vorgestellt hatte, daß sie ein wirksames Mittel zur Beruhigung des Volkes sein würde. Mit dieser eilte er nun in die Nationalversammlung.

Bei seiner Ankunft fand er nur noch wenige Mitglieder im Saale, aber dafür die Fischweiber, welche an der Seite ihrer halbnakten Begleiter die Stellen der Stellvertreter der Nation vertreten zu wollen schienen. Sie schrieen, lärmten, sangen, lachten und waren witzig. Eine davon hatte sich der Stelle des Präsidenten be-

mächtigt, gieng aber, höflich genug, herunter, als er selbst kam, und bath ihn, sich zu setzen. Alle versicherten ihn, sie hätten mit Ungeduld auf ihn gewartet, und hofften nun gute Nachrichten von ihm zu hören; die Anwesenden Mitglieder der Nationalversammlung aber benachrichtigten ihn, daß man wegen des Getreides unterdessen einen Beschluß gefaßt, das Volk aber durch Bitten und auch durch Befehle die Herabsetzung des Brod= und Fleischpreises verlangt habe, worauf die Versammlung auseinander gegangen wäre.

Der Präsident theilte nun seine Nachricht dem Volke mit. Es bezeigte durch ein wildes Händeklatschen und Geschrei seinen Beifall, und drängte sich um ihn her, um Abschriften von der eigenhändigen Erklärung des Königs zu bekommen. Aber von allen Seiten hörte der Präsident auch die Fragen: „Wird uns das auch helfen? Werden die armen Leute in Paris auch Brod dadurch kriegen?" — Diese Fragen zeigten ihm schon zur Hälfte an, was die zahlreiche Versammlung drücke, und Einige sagten es auch deutlich genug, daß es der Hunger wäre. Sogleich traf er die Verfügung, daß aus allen Bäckerläden Brod herzugeschaft wurde, und Wein und Eßwaaren kamen bald nach. So schmauste

man im Versammlungssaale selbst sehr heiter, unbekümmert und verträglich.

Dieß liefert ein Bild der damaligen Vorfälle, und wenn man auf der einen Seite mit Abscheu erfüllt wird; so können wir doch nicht umhin, einigen Zügen unsern Beifall zu geben.

Gegen Mitternacht langte Lafayette mit seinen Bürgersoldaten an. Er begab sich zum Könige, und beruhigte ihn über seinen Anmarsch. „Nur müßte man zu veranstalten suchen, daß das Regiment Flandern fortgeschickt würde, daß die königliche Leibwache sich von der Beleidigung, welche sie der Volkskokarde zugefügt haben sollte, reinige, und daß der König etwas zu Ehren dieser Kokarde sage.“ — Lafayette brachte nun den Bürgersoldaten die Versicherung des Königs zurück, „daß sie seine ganze Liebe genössen, und daß von nun an die Grenadiere der Bürgersoldaten seine Leibwache bilden sollten.“ Man empfieng diese Bothschaft mit einem wilden Freudengeschrei; und zog mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen auf den Exerzierplatz in Versailles. Die Versailler Bürgersoldaten und das Regiment Flandern, welches die Volkskokarde auf den Hut heftete,

schloſ-

schlossen sich an sie an, und Alles schien völlig ruhig abzulaufen.

Die königliche Leibwache war indeß in einer höchst ungewissen und beschwerlichen Lage geblieben. Den Tag über war sie verfolgt und geschmäht, gegen Abend thätlich angegriffen, und die Nacht hindurch von einem Posten zum andern theils gejagt, theils befehligt worden. Einige fünfzig derselben waren im Wachhause und auf dem Schlosse geblieben, und hatten ihre gewöhnlichen Posten in den Galerien und vor den Zimmern des Königs und der Königin besetzt gehalten. Sie hatten sich untereinander verschworen, daß man sie nur todt von denselben wegbringen sollte. Ein rührendes Bild der Treue! Ihre übrigen Kammeraden hatten Befehl, sich nicht vor dem Volke sehen zu lassen, und sie brachten die ganze Nacht im Zeuge und auf den Pferden im Parke zu. Erst gegen vier Uhr des Morgens ließ man ihnen andeuten, daß sie auf ihre Rettung bedacht sein möchten, und sie zogen sich durch den Park zurück.

Von vier Uhr bis sechs Uhr war in Versailles alles ruhig geblieben. Das Pariser Volk, Weiber und Männer, zeigten sich zuerst

wieder,

wieder nicht sowohl mit feindseligen Absichten, als vielmehr aus Neugierde. Schwärme desselben zogen im Parke des Schlosses und vor den Höfen desselben umher. Einer davon bemerkte an einem Fenster des Schlosses einen Soldaten von der Leibwache, der dort auf seinem Posten stand. Man hatte allgemein gesagt und geglaubt, die Leibgarde wäre ganz entfernt worden, und die Grenadiere der Bürgersoldaten hätten alle ihre Stellen eingenommen. Daß sie jetzt doch noch einen Gardisten sahen, schien ihnen ein neuer Betrug zu sein, und ihr Mißtrauen, das durch nichts eingeschläfert werden konnte, brach sogleich in Thätlichkeiten aus. Sie forderten den Gardisten auf, sogleich den Posten zu verlassen, und seine Waffen herabzubringen. Als er herunterrief, daß nichts in der Welt ihn dazu vermögen sollte, empfieng man ihn mit Schimpfworten, und da er that, als ob er nichts davon hörte, stieg ihre Erbitterung, und sie fiengen an, mit Steinen und Knitteln nach ihm zu werfen. Er glaubte den Sitz der Majestät dadurch angegriffen, und hielt sich, bei seinem glühenden Diensteifer, verpflichtet, Feuer unter den Haufen zu geben. Dieß war die Losung zu einem wilden und gräßlichen Auftritte. Das Volk war wie im Wahnsinne. Vor Wuth heulend lief es umher, und zog alles, was seines Gelichters war, zusam-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

men. Wie ein verhaltener Strom stürzte es auf das Schloß, und die Posten waren nicht stark genug, es zurückzuhalten. Noch ehe die Nachricht davon zu Lafayette kam, waren schon alle Zugänge, Vorhöfe und Galerien des Schlosses mit schreienden und schäumenden Weibern überströmt. Ihre ganze Wuth lenkte sich auf die Leibgardisten. Wo man Einen derselben fand, riß man ihn nieder, und zertrat, zerschlug, zerhieb oder zerstach man ihn. Einige schleppte man durch die Galerien, die Treppen hinunter, vor das Gitterwerk des Schlosses, und erwürgte sie; andere nahm man fest, und erhielt sie lange in der Ungewißheit über Leben und Tod, weil man nicht einig werden konnte, unter welchen Martern man sie hinrichten wolle. Zweien davon hieb man die Köpfe mit Aexten ab, steckte sie auf Stangen, und trug sie im gräßlichen Triumphe durch alle Strassen. —

So steht es mit der Sittlichkeit des Pöbels, und wie sehr hat der brave, redliche Bürger zu wünschen, daß keine innerlichen Unruhen sein Vaterland jemahls zerstören! —

Der König und die Königin waren in Todesangst gewesen. Mit genauer Noth rettete

sich

sich Letztere, fast nakt, in das Zimmer des Kö-nigs: ein rasender Haufe stürmte hinter ihr her; sie stürzte Jenem ohnmächtig in die Arme. Die Leibgardisten verriegelten die Thüren des Vorzimmers, und schwuren, unter den Augen ihres Königs sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Lafayette kam von einer andern Seite in die Zimmer des Königs, und suchte diesen zu beruhigen; als die Thüre des Vorzimmers, von Aexthieben und Kolbenstössen zersplittert, aufsprang, und der tobende Haufe auf die Leibgardisten losstürzte. Lafayette rannte unbewaffnet auf ihn los: „Ha! — rief er ihnen entgegen, — haltet ihr so euer Versprechen? Steht, oder ihr müßt über den Leichnam eures Generals hinwegschreiten!" Diese Worte wirkten wie ein Donnerschlag auf das Volk, und die Vordersten suchten sich hinter den Hintersten zu verbergen. Diese Bewegung nützte Lafayette. Er rannte gegen sie hin, und schob sie zurück, und sie litten es geduldig. Das Vorzimmer wurde geräumt, einige Grenadiere von den Bürgersoldaten traten herein, und nahmen die Leibgardisten in die Mitte, während andere die Posten derselben einnahmen, und besetzt hielten. —

Hieraus kann man wahrnehmen, wie sehr damals der Pöbel die Oberhand in Frankreich gewonnen hatte, und alles zu unternehmen wagen durfte. Aber es bewähret sich auch, daß in den rohesten Gemüthern und im wildesten Ausbruche der Leidenschaften das Gefühl für Recht seine Gültigkeit behauptet, wenn es nur von rechtlichen Menschen in Anspruch genommen wird. —

Das Schloß war gereinigt. Lafayette rieth nun dem Könige und der Königin, sich dem Volke zu zeigen, und, wenn es darauf bestände, sie in Paris um sich zu haben, in dessen Verlangen zu willigen. Diesem Rathe zufolge verfügte sich der König mit der Königin, dem Kronprinzen und der Prinzessin auf den grossen Balkon des Schlosses, und zeigte sich dem Volke. Seine Erscheinung machte dem Tumulte auf einmal ein Ende. Als er bat, daß man seinen Leibgardisten das Leben schenken möchte, schrie Alles wie aus Einem Munde: „Gnade, Gnade den Leibgardisten!“ Als er versprach, daß er mit seiner Familie nach Paris ziehen wolle, rief alles: „Es lebe der König, die Königin, der Kronprinz!“ — Die Gefühle der Wuth verwandelten sich plötzlich in Versöhnlichkeit, und die vorher wie wilde Thiere geraß't

raß't hatten, holten Zweige und tanzten damit auf den Höfen des Schlosses herum, während die Leibgardisten die Bärenmützen der Grenadiere nahmen, ihnen dafür ihre Hüte aufsetzten, und zum Zeichen der Versöhnung und völligen Einigkeit zugleich ihre Uniform mit der Bürgeruniform vertauschten. Alles war plötzlich wieder Bruder und Bruder, und der Schauplatz der empörendsten Ausschweifungen verwandelte sich in einen Lärmplatz des lautesten Jubels und der ungestümmsten Freude. —

Wer bis hieher die Geschichte der französischen Revolution aufmerksam gelesen hat, wird bemerkt haben, wie leicht die Einwohner von Paris vom äussersten Hasse gegen ihren König und gegen ihre Königin zur ausgelassensten Liebe gegen dieselben, und umgekehrt, übergegangen. Wir sehen nicht den ernsten männlichen Gang, der sich durch boshaft ausgestreute Gerichte oder durch Vermuthungen nicht sogleich zu übereilten Handlungen hinreissen läßt, sondern die Maaßregeln der Vorsicht klug in Anwendung bringt; wir sehen auch nicht die Mässigung, sowohl in der Liebe als im Hasse, welche den verständigen Mann verräth. So oft ihrem Eigennutze oder ihren vorgefaßten Lieblingsmeinungen und Leidenschaften zu nahe getreten wurde, so oft ein Gerücht sich verbreitete,

wel-

welches Gefahr drohen konnte, gieng es sogleich von Munde zu Munde, es ward für ausgemacht wahr gehalten, und empörte die ganze Menge, welches einen um so widrigern Anblick für den ächten Deutschen, so wie für den verständigen Franzosen, gewähren muß, da selbst die Weiber, die doch von sanfterer Gemüthsart sein sollten, sich zu den abscheulichsten Handlungen hinreissen liessen. Ich sage für den ächten Deutschen so wie für den verständigen Fanzosen; denn leider ist auch unter uns des Pöbels gar viel, so wie der Partheigänger Viele sind, die an solchen Vorfällen Gefallen finden, oder doch dieselben mit dem Deckmantel der Liebe verhüllen würden; aber auch für den verständigen Franzosen, deren es mehrere giebt, als manche denken mögen, wie die jetzige Regierung beweis't, sind solche Auftritte ein Gräuel, die er mit der gebührenden Verachtung bestraft. — Wie viele Aufmunterung erhalten wir nicht durch die neuern Vorfälle, unsern Verstand zu bilden, damit wir nicht durch eine jede, auch noch so unwahrscheinliche Lüge zu Handlungen verleitet werden, die wir nachher bereuen würden; und wie vielen Grund haben nicht die Regierungen, für eine verständige Erziehung der Unterthanen zu sorgen, um nicht jeder Leidenschaft derselben preißgegeben zu sein,

und

und nicht unter ungebildeten Barbaren der Mordlust zum Opfer zu werden! —

Der König war zur Abreise nach Paris bereit, und die Nationalversammlung hatte beschlossen, daß sie vom Könige unzertrennlich sei. Die Wägen fuhren vor, um den letztern mit der Königin und der königlichen Familie aufzunehmen, und um sie herum tanzten und hüpften Hunderte von Weibern, mit Zweigen und Blumen besteckt und bekränzt. An der Seite hin zog ein Theil der Bürgersoldaten von Paris ab, und der andere Theil erwartete die Wägen der königlichen Familie, um sich an sie zu schliessen, und sie zu begleiten. Ganz voran gieng ein Zug vom Pariser Pöbel, an dessen Spitze die Köpfe der beiden hingerichteten Leibgardisten auf blutigen Stangen getragen wurden. Ein fürchterlicher, schwarzer Kerl mit langem Barte, aufgestreiften Aermeln, nackter Brust, und einer hohen Mütze gieng zwischen zwei andern, die sie trugen, und nicht minder abscheulich aussahen, in der Mitte, eine grosse Axt auf der Schulter, und zwei Pistolen im Gürtel. Dieser Kerl, den man den Wilden aus der Vorstadt St. Antoine nannte, blickte mit rollenden Augen umher, und nahm die Huldigungen, die ihm der Pöbel für

seine

seine Heldenthaten zollte, mit hoher Miene an. Er war es gewesen, der den beiden Leibgardisten die Köpfe mit seiner Axt abgehauen, und sie auf die Stangen geschlagen hatte. Hinter ihm tanzte der Pöbel in einer wüthenden Freude einher, die Augen starr auf die Köpfe gerichtet und die Arme hoch nach ihnen ausgestreckt. Ein Zug von Fischweibern auf den Pferden der Gardisten, wovon Einige vorne und hinten mit Harnischen aus der Rüstkammer beschnallt waren, und Andre grosse Schlachtschwerter schwangen, folgte ihnen, und nakte Bettler von jedem Alter und Geschlechte wimmelten um sie her. Auf den Kanonen, die hinter drein gezogen wurden, sassen andre Fischweiber, gerade oder verkehrt, je nachdem sie Platz gefunden hatten. —

Wer immer einen Stein zum Gebäude einer gewaltsamen Revolution in Frankreich gelegt hat, sei er ein Aristokrat oder ein Demokrat, der fühle in der Erinnerung an solche Vorfälle itzt, da vielleicht mehr Kälte eine freiere Ansicht ihm erlaubt, und der Partheigeist ihn nicht mehr zu übereilten Handlungen hinreißt, sein Unrecht. Aber die rächende Hand eines unsichtbaren Gerichts scheint sie verfolgt zu haben, und den Einen die Erde keinen ruhigen Wohnort anzubieten, die Andern

dern hingegen durch ihre fehlgeschlagene Hoffnung zu peinigen, und sie zu Empörungen zu verleiten; die immer zu ihrem Verderben sich endigen. —

Auf diese abentheuerlichen Gruppen folgten die Rotten der Bürgersoldaten, welche die geretteten Leibgardisten in ihrer Mitte hatten. Verzweiflung und Beschämung sprachen aus den todtblassen Gesichtern der Letztern, und Viele darunter waren so matt, daß sie von zwei und zwei Bürgersoldaten geführt werden mußten. Ein Anblick, der einen fühlenden Menschen zum Mitleiden bewegen mußte.

Sodann kamen die Wägen des Königs, der Königin und der übrigen königlichen Familie, um welche her abermals Gruppen von bekränzten Fischweibern tanzten, die auch, so oft es ihnen einfiel, zu den Schlag der Kutschen traten, und sich mit dem Könige, der Königin und mit dem Kronprinzen sehr zudringlich unterhielten. Auf diese folgte die andere Hälfte der Bürgersoldaten, und alsdann, den ganzen Zug schliessend, eine Reihe von Bagagewägen, welche die Garderobe und Möbeln der königlichen Familie führten, und zugleich mit müden Weibern und Männern besetzt waren, die immerfort schrieen: „Es lebe die Nation! Es lebe die Nation!“ — Dieses: Es lebe die Nation! hieß so viel,

als: Wir sollen leben! — denn die Nation sollte nur leben, weil sie unter der Nation begriffen waren, und es ihnen dabei wohlgieng. Der Eigennuz herrschte also hier, wie dort bei den Aristokraten. Dabei schmeichelte es dem tollen Haufen, so viel wie vordem nie, zu vermögen.

Solche Vofälle waren nun freilich nicht geeignet, die Unruhen in Frankreich zu stillen. Sie gaben ihnen vielmehr neue Nahrung, und Jeder suchte, durch eine thätige Verfolgung der aristokratischen Parthei, nach seinem Ausdrucke, um das Vaterland sich verdient zu machen. Aber auch die geheimen Anschläge der Aristokraten, welche sich gewöhnlich selbst prahlend verriethen, mußten den Unterthan zu weitern Nachforschungen geneigt, und sein Mißtrauen rege machen. Je mehr er frohlockte, von so übermässigen Bedrückungen befreit zu sein, und je länger er die Freiheit von denselben kennen lernte, desto beunruhigender für ihn mußte jeder auch noch so kleine Anschein einer Rückkehr der Herrschaft derjenigen, welche er so sehr haßte, sein. Ueberall spürte man daher nach Gleichgesinnten. Gleiches Loos, gleiche Freude über die erhaltene Freiheit von Bedrückungen knüpfte die Herzen der Bürger aneinander, die gemeinschaftliche Sache machte sie zu Brüdern. Allmählig führte der gemei=

meine Mann, der gerade das Gegentheil des Pöbels ist, und welcher nun auf dem Vorgrunde des Theaters, der ihm so lange verwehrt war, erschien, wieder Geradheit, Biedersinn und Herzlichkeit in die Gesellschaft ein, und suchte wieder Ordnung in Frankreich herzustellen. Aber noch lange arbeitete er vergebens hieran; denn der bessere Theil ist ja so selten auch der grössere! Der niedrigste Pöbel und die, welche eines unersättlichen Ehrgeitzes und Eigennutzes wegen mitmachten, und welche die Stelle der ehemaligen Volksbedrücker einzunehmen suchten, trachteten gegeflissentlich, daß die Ruhe sobald nicht wiederkehren möchte. Daher erklärte diese Parthei selbst in der Nationalversammlung, daß der Pöbel, welcher Aristokraten aufsuchte und ohne Urtheil und Recht, wie sie sich ausdrückt, abthat, geschont, und nicht gehindert werden mußte, den Staat von diesen Aussaugern zu reinigen. Hiedurch war ihm also freier Spielraum gewährt, den er auch für seinen Despotism redlich benützte. Der geringste mißfällige Schritt war hinreichend, einen Mann, den man heute noch angebethet hatte, Tags darauf zum Gegenstande der Verfolgung zu machen, und der Laternenpfahl wurde das Schrecken für Schuldige und Unschuldige. „An den Laternenpfahl!“ — war

der

der Tagesruf des Pöbels, und ohne sich viel mit weitern Untersuchungen abzugeben, knüpfte er den Gegenstand seines Hasses auf. Rachsüchtige suchten ihren Groll gegen irgend Einen ihrer Gegner durch die Anklage des Verbrechens der beleidigten Nation zu befriedigen, und Herrschsüchtige diejenigen, welche ihnen im Wege waren, hiedurch sich vom Halse zu schaffen, oder von der Besorgniß, ihr Errungenes wieder zu verliehren, sich zu befreien. So dauerten die Unruhen noch fort, und der redlichere Theil der Nation war immer noch nicht mächtig genug, ihnen Einhalt zu thun. —

Der König war vor Paris angelangt, und wurde vor dieser Stadt von allen Einwohnern derselben mit einem allgemeinen Freudengeschrei empfangen. Die Heldinen und Helden des Vortrabs sahen ihren Triumph durch Tausende von sich herzudrängenden neuen Zuschauern verherrlicht, und überzeugten sich durch das immerwährende Rufen: „Es lebe die Nation!" durch die Küsse und Umarmungen, womit wilde Patrioten sie überhäuften, durch die Freudensprünge der Kinder und durch das stumme Staunen der Alten, immer mehr und mehr, daß sie dem Vaterlande nun den zweiten grossen Dienst gethan, daß sie jetzt Alles, was für die Nation noch zu fürchten gewesen war, auf die Seite geräumt, und endlich

den gefürchteten Aristokraten jeden Zutritt und Ausweg versperrt hätten. „Da bringen wir den Bäcker und die Bäckerin!“ — rief der Pöbel, und der Dürftige, dem es um Brod zu thun war, frohlockte auch mit; „Wir bringen den Vater zu seinen Kindern!“ — riefen die Bürgersoldaten.

Für den König und die Königin war jedoch dieser Tag Einer der Schrecklichsten ihres Lebens. Ludwig der Sechszehnte hatte sich zwar daran gewöhnt, nicht mehr zu regieren; allein er betrachtete sich immer noch als frei und sein Leben für hinlänglich gesichert. Er sah sich nun auf einmal alles Schutzes beraubt und dem Wankelmuthe des Pöbels hingegeben; er hatte keine andere Wache, als die sich ein rasender Pöbel gefallen ließ; er mußte thun, was ihm die Stellvertreter des Volkes befahlen, so wie er nach Paris gieng, weil der Pöbel es wollte; er war ein Gefangener, dem das Jauchzen um ihn her, welches ihm ausschliessend zu gelten schien, keine Freude bringen konnte, da offenbar die Menge nur sich und seine Thaten bejauchzte. Wie hätte er ruhig sein können, da er fürchten mußte, ob nicht unter den Tausenden, die ihn umgaben, so Mancher sein könne, der noch weiter zu gehen Willens wäre, und sich für überzeugt

hielt,

hielt, daß der Tod des Königs, die Freiheit des Volkes erst vollends begründe! Auf wen sollte er sich stützen, der das auf ihn gezuckte Schwert abwehren würde, da auch in Paris der mächtigere Pöbel die blutigen Vorfälle in Versailles in seiner Anwesenheit frohlockend erfuhr!

Für sein Leben fürchtend saß er in seinem Wagen, und während seiner ganzen Reise von Versailles nach Paris zeigte sich seine innere Unruhe in seiner ungewöhnlichen Blässe des Gesichts, in seiner bewußtlosen Ergebung, in seinen kurzen, abgebrochenen Antworten, die auf das Gegenwärtige keinen Bezug hatten, und in dem erzwungenen Lachen, womit sein Herz sogar nicht übereinstimmte.

Noch unruhiger war die Lage der Königin. Als eine Ausländerin besaß sie die Liebe der Nation in einem viel minderen Grade. Der Pöbel und mit ihm Viele des Volkes hielten sich für überzeugt, daß die Königin, als die Schwester des deutschen Kaisers, mit diesem in naher Verbindung und geheimen Anschlägen stand, um ihr Ansehen mit Gewalt zu behaupten. Schon am Morgen dieses Tages war sie von der Stimmung des Pöbels gegen sie fürchterlich unterrichtet worden, welche ihr zugleich verrieth, daß man ihrer, nicht ihrer selbst sondern bloß ihres Ge-

mahls und ihrer Kinder wegen, schonen wolle. Zwar verbarg sie ihre Furcht vor dem grossen Haufen; aber der aufmerksamere Zuschauer sah in ihrer Blässe, in ihren erstorbenen Lippen und unstätten Augen, in ihrer geflissentlichen Freundlichkeit, die nicht aus dem Herzen kam, und in dem gefälligen Wesen, das sie gegen die Weiber des Pöbels annahm, ihre innersten Gefühle und die Bedrängnisse ihrer Seele. Das gefahrvolle ihrer Lage mußte sie beängstigen, und durch eine so lange Zeit (der Zug dauerte bis halb neun Uhr Abends) ihr zur Marter werden.

Wilder und schauerlicher war der Zug geworden, als der Abend hereinbrach, und grosse Laternen, Windlichter und Fackeln, schwarze Gesichter in dem Ausbruche roher Fröhlichkeit, halbnackte Männer und Weiber in veralteten Waffen, von Patriotismus, Stolz und berauschenden Getränken erhitzt, grosse Fahnen, im Winde flatternd, und hellpolierte Gewehre und Säbel, die durch ein finsteres Gewimmel durchblitzten, beleuchteten. In den engen Strassen der Stadt drängte sich ein unruhiger Menschenstrom hin, dessen Geschrei sich zu den Trommeln und zu der rauschenden Janitscharenmusik der Bürgersoldaten mischte, und mit diesen in ein einziges, erschütterndes Ganzes verfloß, welches das Angstgeschrei der Weiber,

Kinder und Alten, die im Gedränge beinahe umkamen, übertäubte und verschlang.

An der Barriere empfieng den König der erste Bürgermeister der Stadt, Bailly. Sein Anblick richtete den König wieder auf; denn er sah nun doch Jemanden, dem er sein Leben sicher vertrauen konnte. Sie verfügten sich auf's Rathhaus. Es tönte ihm überall: „Es lebe der König!" entgegen, aber dieser Ruf hatte, wie gesagt, das Erfreuende nicht mehr, wie ehmals. Nach einer kurzen Unterredung trennte man sich, und der König begab sich mit seiner Familie in das Schloß der Tuillerien. *

Hier hatte man eilig einige Zimmer zu seinem Empfange eingerichtet. Das Zimmer war noch kalt, das Geräthe dürftig und alt, und der Wind drang durch die alten Fenster. Das Abendessen war still und traurig. Weinend umarmte die Königin ihren Gemahl. Vor Schmerz konnte sie kein Wort hervorbringen, so sehr wirkte die schreckliche Veränderung auf sie.

II.

* Ein königlicher Pallast nebst einem sehr schönen Garten in Paris. Er hat seinen Namen daher, weil vor seiner Erbauung an diesem Orte Ziegelhütten gestanden waren, indem das französische Wort Tuilerie eine Ziegelhütte bezeichnet.

II.

Vom 7ten Okt. 1789 bis zum 15ten Julius 1790.

In Paris hatte von nun an die demokratische Parthei die Oberhand erhalten. Der Pöbel und mit ihm seine Führer, deren letzter Endzweck immer die Befriedigung ihres Ehrgeitzes und ihrer Habsucht blieb, waren durch ihren wiederholten Sieg übermüthig und durch ihre streitlustige Anzahl, die sich täglich vermehrte, übermächtig geworden. In ganz Frankreich schien für die aristokratische Parthei, jede weitere Hoffnung, zu ihrem vorigen Glanze wieder zu gelangen, verlohren zu sein; denn, wie in der Mode, bildete sich auch hier nach der Hauptstadt das ganze Königreich. Aber nicht so dachte die letztere Parthei selbst. Sie verrachtete ihren Feind immer zu sehr, und hielt ihn kaum ernsthafter Anstalten werth; so sehr war sie von ihren Vorzügen eingenommen, und so

unentbehrlich hielten sie sich zur Aufrechthaltung Frankreichs.

So wenig auch die Vorfälle im Innern Frankreichs der Sache dieser Parthei einen guten Ausgang versprachen; so wenig war doch ein Anschein da, daß die neue Ordnung oder vielmehr Unordnung in Frankreich Dauer haben würde. Von innen lehnte sich gegen dieselbe eine Menge Menschen auf, welche bei der alten Ordnung ihren Vortheil hatten; und von aussen konnten die Aristokraten, wenn es ihnen, den König auf ihre Seite zu bringen, gelang, zu welcher Hoffnung sie die Zügellosigkeit der Demokraten berechtigte, auf vielfältige und mächtige Unterstützung Rechnung machen. Die Einsichtsvolleren dieser Parthei faßten dieß auf, und nun gieng ihr hauptsächtlichstes Bestreben dahin, den König für ihre Parthei zu gewinnen, und dadurch von aussen Uunterstützung zu erhalten.

Noch einen Sieg hatten die Demokraten dadurch errungen, daß das Ansehen des Königs, Lafayettes und Neckers bei dem Volke schon beträchtlich gesunken war. Vorzüglich hatte Mirabeau, zu Anfang der Revolu-

tion

der heftigste Demokrat, es sich angelegen sein lassen, gegen Neckern im Geheimen zu arbeiten. Des Letztern neueste Finanzvorschläge waren gescheitert, was ihm sehr zur Last gelegt wurde, obschon es im Grunde Mirabeau bewirkt hatte. Das Volk war gewohnt, in Neckern seinen einzigen Retter, der allein noch zu retten vermochte, zu erblicken, und auch diese Hoffnung drohte nun fehlzuschlagen — natürlich also, daß hieraus Mißmuth entsprang. Man versprach sich anfangs zuviel, und da man seinen Irrthum inne wurde, lief man Gefahr, in den entgegengesetzten Fehler zu fallen — ein Betragen, das in unsern Tagen, leider! immer häufiger wird.

Nebst diesem hatte Necker gänzliche Vergebung des Vergangenen für die Aristokratischgesinnten nachgesucht, und anfangs auch erhalten, welches aber eben so schnell widerrufen worden war. Für die Aristokraten zu reden war schon sehr verdächtig geworden, und zum Wenigsten wurde das Volk in seiner Gesinnung in Hinsicht eines Solchen sehr zweifelhaft. Auch Necker war durch diesen Widerruf gegen seinen Liebling, das Volk, mißmuthig geworden, und vernachlässigte nun immer mehr seine sorgliche Aufmerksamkeit auf dasselbe.

Viel besser als Necker stand Lafayette noch in der Gunst des Volkes. Aber auch er empfand schon zum Erstenmale die Wandelbarkeit derselben, welche Wandelbarkeit die der Fürstengunst noch um Vieles übertrift. Wir haben gesehen, wie geneigt die Pariser Bürgersoldaten sogleich waren, ihn als einen Aristokraten zu behandeln, als er sie auf ihrem Hinmarsche nach Versailles zur Vernunft bringen wollte. Und nun konnte er leicht hieraus schliessen, welche Stütze die Liebe des grossen Haufens abgeben würde.

Am zweideutigsten war das Volk gegen den König gesinnt. Die ehmalige Liebe desselben zu ihm war seinem Erlöschen nahe, und nur selten noch glimmte ein Flämmchen desselben auf, das zu ersticken jene beiden Partheien immer sogleich bereit waren. Die demokratische mußte ihn zu entfernen trachten, wenn sie ihren Zweck vollkommen erreichen wollte. Und die aristokratische mußte Feindschaft zwischen ihm und seinem Volke stiften, wenn sie von aussen für ihre Sache etwas würde unternehmen wollen.

Dagegen war das Ansehen Mirabeau's und des Herzogs von Orleans in Paris und

in ganz Frankreich gestiegen. Jener wußte mit seinem eifrigen Streben für das Beste des Volkes seine geheimen Anschläge, der Erste oder doch Einer der Ersten im Staate zu sein, künstlich zu verbinden. Durch seine Gabe, seine Gedanken in eine schöne, hinreissende Rede, welche besonders für die Ohren des grösseren Haufens wohlklingend war, einzukleiden, und durch eine starke Stimme unterstützt, welche zu jener Zeit in den so zahlreichen Versammlungen so schätzenswerth war, sein Gesagtes zu Jedermanns Ohren zu bringen, zog er die Aufmerksamkeit des Volkes vor allen Andern auf sich, und verschafte sich den Beifall der Menge, der damals in Paris so vieles zu bedeuten hatte.

Der Herzog von Orleans hingegen war ehedem sowohl der königlichen Familie als dem Volke verhaßt gewesen. Die Königin und Graf von Artois hatten eine persönliche Abneigung gegen ihn; der rechtlichere Theil des Volkes aber konnte unmöglich für einen Mann eingenommen sein, der so viele schmutzige, unsittliche und despotische Handlungen sich zu Schulden kommen ließ.

Allein

Allein vor dem Ausbruche der Revolution hatte er öffentlich für die Sache des Volkes gesprochen, und eifrig dessen Parthei genommen. Und wie sehr sind wir geneigt, einen andern, mag er auch noch so sehr unsere Verachtung verdienen, liebzugewinnen, wenn er sich in einer unsrigen Streitsache thätig für uns verwendet, und unsere Sache sich angelegen sein läßt! Um wievielmehr wirkt ein solches Benehmen auf den grössern Haufen des Volkes, dem jetzt in der Regel noch immer der Eigennutz sein Abgott ist! Auch hier änderte sich die Neigung des Volkes in Hinsicht Orleans, und zwar sehr vortheilhaft für ihn, und wir haben schon einmal ein öffentliches Zeichen dieser Sinnes-Aenderung erfahren.

Je allgemeiner die Revolution wurde, und je weiter sie fortrückte, desto angelegener suchte Orleans die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Den Pöbel brachte er durch Geschenke auf seine Seite, das zuverlässigste Mittel, ihn zu allen Gegendiensten geneigt zu machen; die Armen, und hiedurch auch manchen Redlichdenkenden, der zu kurzsichtig war, den wahren Grund zu entdecken, gewann er durch Wohlthätigkeit; und den heftigen Eiferer für die Revo-

lution

lution durch seine öffentliche Unterstützung, die er ohne Scheu der demokratischen Parthei angedeihen ließ. So duldete er, unter Andern, in den Ringmauern seines Pallastes die freimüthigsten Gespräche über die Versammlung der Stände; er gestattete, daß man die dort entdeckten Polizeispione mißhandelte; er ließ die Zugänge zu demselben sogar Leuten von den niedrigsten Volksklassen nicht versperren, und ließ es geschehen, daß die gänzliche Vereinigung der drei Stände mit wilder Freude darin gefeiert wurde; er verboth nicht, daß man Geld für die Soldaten, welche gegen die Subordination gefehlt hatten, sammelte, und ließ die Ersten, welche „Zu den Waffen!" — geschrieen hatten, nicht entfernen; sondern sie vielmehr dazu insgeheim aufmuntern.

Aber während die Liebe des Volkes zu ihm immer mehr zunahm, keimte auch allmählig der Verdacht auf, daß Orleans die Revolution nur begünstige, um den regierenden Stamm der bourbonischen * Familie zu stürzen, die Un=

* Ausser der damals regierenden Familie von bourbonischer Abstammung gehören die Könige von Spanien und Neapel und die Herzoge von Orleans zu den Bourbons.

Unordnung in Frankreich sich zu Nutzen zu machen, und dereinst durch die Liebe des Volkes selbst zum Könige erwählt zu werden. Man wußte, daß Mirabeau, der seines unmässigen Privatlebens und seiner zügellosen Verschwendung wegen immer Unterstützung bedurfte, und von dem man zu ahnen anfieng, daß nach einer allgewaltigen Ministersstelle ihn gelüste, daß, sage ich, Mirabeau von Orleans sehr vieles Geld erhalten habe, und noch immer erhalte; ein Gerücht war überdieß in Umlauf gekommen, daß Orleans am sechsten Oktober die Absicht gehegt habe, sich zum Reichsverweser ernennen zu lassen, und man wollte unter den Fischweibern verkleidete Männer bemerkt haben, die die Wuth der Weiber und des Pöbels geleitet und wilder gemacht hatten. Man raunte sich sogar schon den Plan des Herzogs in die Ohren, der dahin abgezweckt hätte, daß die Königin und der Kronprinz in den herrschenden Unordnungen dieses Tages ermordet, und der König und die Uebrigen seiner Familie hiedurch zur Flucht veranlaßt werden sollten, worauf er als der noch einzig in Frankreich übriggebliebene Sprößling des bourbonischen Hauses, gewiß hoffen durfte, zum Könige oder doch zum Reichsverweser ernannt zu werden. Gewiß war es, daß Orle-

ans heimlich Geld unter dem Pöbel hatte austheilen lassen.

Lafayette's Treue und Entschlossenheit hatten diesen Plan, wenn er doch, wie es sehr wahrscheinlich ist, wirklich von Orleans entworfen worden war, scheitern gemacht. Dafür rächte sich Orleans, daß er in allen Ecken von Paris aussprengen ließ: Lafayette strebe nach der ersten Stelle im Reiche, und habe, wo nicht alle bis jetzt errichteten Bürgersoldaten, doch die Grenadiere derselben auf seiner Seite. Man entdeckte den Urheber dieses Gerüchts, und Lafayette eilte zum Könige und drang auf Untersuchung und Strafe. Die Gutmüthigkeit des Königs, die Bitten der Königin und der qualvolle Zustand der Herzogin von Orleans, der braven Gemahlin des nichtswürdigen Herzogs, sollen Lafayetten bewogen haben, bloß die Entfernung Orleans's zu verlangen. Er erhielt einen nichtsbedeutenden Auftrag nach England, wohin er auch bald abreiste, nachdem ihn noch vorher der König und Lafayette gedemüthigt hatten.

Die Unruhen währten indeß fort, deren Ursache in Paris vorzüglich der Brodmangel

war.

war. Noch immer wurde derselbe der aristokratischen Parthei Schuld gegeben. So breitete sich unter andern das Gerücht aus, daß ein Bäcker, Nămens Francois, zwar Brod gebacken, aber es theils versteckt, theils in die Seine geworfen habe. Der Pöbel rottete sich vor seinem Hause zusammen, und forderte seinen Kopf. Noch ehe die Bürgersoldaten sich in's Mittel schlagen, und Ruhe gebieten konnten, hatte der Bäcker, der nachher unschuldig befunden wurde, seinen Tod schon am Laternenpfahle gefunden, und sein Kopf wurde triumphirend in Paris herumgetragen. Mehrere verwaiste Kinder beweinten den Tod des unschuldigen Mannes.

Aehnliche Auftritte ereigneten sich auch in andern Städten Frankreichs. Die Anführer der demokratischen Parthei (die Demagogen genannt) durften nicht Ruhe werden lassen, wenn sie zu ihrem Zwecke gelangen wollten. Desmoulins, Prüdhomme, Marat und Mehrere von ihnen liessen es sich vorzüglich angelegen sein, das Volk immer wieder von Neuem aufzuwiegeln. Ihrem regellosen und selbstsüchtigen Freiheitseifer war kein Nahme zu ehrwürdig, ihn zu verunglimpfen, und sogar Lafayetten und Bailly'n, die so Vieles für

ihr

ihr Vaterland gewagt und gethan hatten, suchten sie dem Volke verdächtig zu machen, weil sie die ersten Stellen im Staate einnahmen, wohin nur sie hinzugehören sich würdig hielten.

Unterdessen hatte die Nationalversammlung fortgefahren, an der neuen Verfassung Frankreichs zu arbeiten. Unter den vielen Beschlüssen, welche gefaßt wurden, betraf Einer die Güter der Geistlichkeit. Die Mehrheit der Stimmen erkannte dahin, daß alle geistlichen Güter dem Volke heimfallen, daß dieses hingegen die nöthigen Kosten des Gottesdienstes tragen, die Geistlichen besolden, und für die Erleichterung der Armen Sorge tragen sollte. Nach dieser Verordnung durfte kein Pfarrer weniger als 560 Gulden jährliches Einkommen, die Wohnung und die dazu gehörigen Gärten ungerechnet, beziehen.

Dieser Beschluß war am 2ten November 1789 von der Nationalversammlung gefaßt, und am 4ten Nov. vom Könige bestätigt worden. Gleich am 5ten Nov. vernichtete die Nationalversammlung durch einen neuen Beschluß auch jeden Unterschied der Stände, und stellte vollkommne Gleichheit unter den Bürgern Frankreichs her. Kein Stand sollte

das ausschließliche Vorrecht, gewisse Aemter im Staate zu bekleiden, besitzen, und die Geburt sollte keinen andern Unterschied unter ihnen gewähren, als den die Natur selbst festsetzte.

Durch diese neuen Beschlüsse wurden eine Menge neuer Feinde gegen die Nationalversammlung rege gemacht, welche sich alle an die ältern Feinde derselben anschlossen, um mit vereinigten Kräften ihren gemeinschaftlichen Gegner zu stürzen. Auffallend mußte es für jeden nur einigermassen gebildeten Franzosen sein, daß besonders die Geistlichkeit so sehr hiedurch entrüstet wurde, da sie doch immer behauptet hatte, sie besässe nur hundert und dreissig Millionen Einkünfte, und nun erhielt sie durch den neuen Beschluß jährlich hundert und sechszig Millionen. Dieser Eifer der Geistlichkeit gieng so weit, daß sie deshalb die Religion Gefahr laufen ließ, weil man ihr ihre reichen Güter nehmen, und sie auf Besoldungen, auf reichliche Besoldungen, herabsetzen wollte. Sie versuchte alle Mittel gegen die Nationalversammlung, welche ihr zu Gebothe standen; sie beschuldigte dieselbe, daß sie die Religion zerstörende Absichten hege, und dieß, wie ich eben sagte, deshalb, weil sie die Güter der Geistlichkeit einzog, um

die öffentlichen Schulden, welche nicht anders mehr getilgt werden konnten, zu bezahlen. Man suchte auf den Kanzeln und durch Hirtenbriefe das Volk davon zu überzeugen. Der Bischof von Treguier * hatte einen Hirtenbrief erlassen, worin er die Revolution verdammte, und er wirkte durch Predigten und durch seine geistlichen Untergebenen so sehr auf die Unterthanen seiner Diözese (wozu auch Einige vom Adel mithalfen) daß ein Theil der Bürgersoldaten sich vereinigte, und feierlich gegen die Nationalversammlung sich erklärte. Die übrigen Bewohner von Bretagne entwaffneten jedoch diese Mißvergnügten selbst wieder, und stellten die vorige Ordnung her. Diesem Beispiele des Bischofs von Treguier war eine Menge anderer Bischöffe nachgefolgt, und gewiß wäre es ihnen gelungen, die Nationalversammlung, in welcher ohnedieß viele geistlichgesinnte Mitglieder saßen, zu stürzen, wenn nicht ein anderer Beschluß die Liebe des Landvolks für die Letztere gewonnen hätte, durch welchen Beschluß nehmlich der Zehnte, diese drückende Last, aufgehoben wurde.

Diese

* Treguier ist eine Stadt in Bretagne, am Meere gelegen, und weit über Paris hinaus.

Diese Aufhebung des Zehenten, wodurch vordem in der einen Hälfte des Königreichs der dritte Theil des reinen Ertrags der Güter, in der andern aber der vierte oder fünfte Theil desselben der Geistlichkeit in die Hände geliefert worden war, so wie viele andere Beschlüsse, unter denen sich die Abschaffung der Gebühren vom Leder, Oel, Stärkmehl u. s. w. und die Aufhebung der Salzsteuer, wodurch der Unterthan für einen Sou zu kaufen bekam, wofür er vordem vierzehn hatte geben müssen, auszeichneten, äusserten ihr Wohlthätiges auf den Wohlstand der Unterthanen, so wie sie dieses in Zukunft gewiß noch mehr äussern werden. — Die Nationalversammlung öffnete allen denen die Gefängnisse, die bloß ein willkührlicher Befehl dahin gebracht hatte, und überließ ihre Sache dem gewöhnlichen Laufe der Gerechtigkeit. Sie gab die nöthigen Gesetze, den Wiederkauf der Lehensrechte betreffend, (wozu auch der Baier eine so gegründete und erfreuliche Hoffnung hat, seitdem der Pfalzneuburgische Abschied ihm bekannt geworden ist) und in Hinsicht der Landwirthschaft und der Gerechtigkeitspflege. Diese sollte, unentgeldlich und täglich, die vorfallenden Streitigkeiten schlichten, und es wurde Vorsorge getroffen, daß die Einkünfte des

Staa-

Staates nicht mehr unterschlagen und verschleudert werden sollten (welches freilich, wie wir in der Folge hören werden, nicht immer befolgt worden ist.)

Noch mehrere dergleichen Verfügungen beförderten wahrhaft das Wohl der Unterthanen, und machten die Feinde desselben gegen die Nationalversammlung rege. Ausser der Geistlichkeit erlitten die bisherigen Verwalter der Gerechtigkeit durch die neue Verfassung grossen Schaden; daher sie alles anwendeten, die neuen Einrichtungen durch Verzögerung unwirksam zu machen, und den vorgeschriebenen Gang der Geschäfte zu erschweren. * Die Minister halfen ihrerseits getreulich dazu, indem sie die Versendung der neu abgefaßten Gesetze und hiedurch auch die Vollziehung derselben verhinderten. Auch die Steuereinnehmer suchten das Ihrige zur Unterhaltung der Unordnungen beizutragen. Sie weigerten sich, die Auflagen einzusammeln, was auch dem Pöbel ganz nach seinem Sinne war, da er ohne dieß glaubte, Freiheit und Gleichheit brächten es mit sich, daß man von allen Abgaben

frei

* Ungefähr so, wie mancher Beamte in Baiern dasselbe thun mag.

frei lebe. Nebstdem suchten jene die Assignaten (oder Anweisungszettel, weil sie den Besitzer auf die Staatsgüter anwiesen) in schlechten Ruf zu bringen, indem sie selbe mit Schuldscheinen verglichen, welche kein Unterpfand hätten; woran sie vor der Einziehung der geistlichen Güter so unrecht nicht hatten. Und so verbanden sich alle, durch die länger dauernden Unordnungen und Räubereien im Reiche das Volk zu nöthigen, zur alten Ordnung wieder zurückzukehren.

Eine Verordnung aber vergrösserte vorzüglich den Schwarm der Feinde, und erbitterte die bisherigen noch mehr gegen die Nationalversammlung. Es wurden durch dieselbe alle Titeln, Wappen und Livreen abgeschaft, indem dieß eine natürliche Folge der Aufhebung des Adels wäre. Der Adel hatte noch immer nicht geglaubt, daß er seine Vorrechte ganz verlohren habe, und lebte in der zuversichtlichsten Hoffnung, dieselben dereinst wieder erhalten zu müssen. Er konnte sich auch nicht denken, daß eine Regierung ohne Adel bestehen könne (welches seine volle Richtigkeit hat, wenn vom Adel des Verdienstes die Rede ist.) Desto empörender mußte für ihn der Befehl sein, sich seiner Titel und Wappen, oft das einzige Kleinod, dessen

sich

sich Einige dieses Standes noch erfreuen konnten, nicht mehr bedienen zu dürfen, und seine Adelsbriefe verbrennen zu müssen, wodurch man sich in einer glücklichern Zukunft seiner alten Ansprüche wegen legitimiren zu können glaubte.

Den bedeutendsten Feind jedoch zog sich die Nationalversammlung durch die Aufhebung der Lehenrechte und die neuen Einrichtungen im Kirchlichen in der Person mehrerer deutschen Fürsten auf den Hals. In ersterer Hinsicht besassen nemlich die Herzoge von Würtemberg und Zweibrücken, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Hessendarmstadt, und der Bischoff von Speier mehrere Herrschaften im Elsaß, in welchen ihnen alle Hoheitsrechte, die sie in ihren deutschen Besitzungen ausübten, zustanden. Durch die neue Verfassung sollten jene deutschen Fürsten diese Hoheitsrechte verliehren; denn die Nationalversammlung wollte nicht zugeben, daß innerhalb dem Gebiete Frankreichs eine fremde Staatsgewalt ausgeübt werde. Eben so verlohren die Kurfürsten von Mainz und Trier an ihren Diözesan-Rechten, indem ihnen ihre untergeordneten Bischöfe in Frankreich entzogen wurden. Die Nationalversammlung both

den deutschen Fürsten zwar Schadloshaltung an; aber diese schlugen sie aus. Sie behaupteten: „So wenig man Jemanden zwingen könne, daß er uns sein Haus oder Pferd u. d. gl. käuflich überlassen müsse; so wenig kann man uns zur Ablassung unserer Besitzungen im Elsaß mit einigem Rechte nöthigen.“

Vielleicht wäre man noch einig geworden, wenn nicht die beiden streitenden Partheien in Frankreich selbst absichtlich und unabsichtlich, jeder Ausgleichung entgegengearbeitet hätten. Unabsichtlich sage ich in Hinsicht der demokratischen Parthei. Bekanntlich zog diese gegen alle Fürsten, wie sie immer beschaffen sein mochten, zu Felde. In den damaligen Volksgesellschaften in Frankreich war nur immer Freiheit und Gleichheit der Bürger der Gegenstand der Unterhaltung, öfters ohne einen Sinn mit diesen Ausdrücken zu verbinden. Jeder wollte den Andern übertreffen, wie dieß immer die Sucht des eigenliebigen Menschen ist. War der Eine frei, so wollte der andere noch freier, oder eigentlich, Jeder wollte der Freieste unter den Freien sein. Jeder Fürst, und wäre er der weiseste und mildeste gewesen, hieß hier ein Tyrann, ein Volksunterdrücker. Man folgte nur den bösern

Beispielen der Erfahrung, und beurtheilte die Besseren nach aller Strenge, während man gegen sich selbst sehr nachsichtig war. Man überdachte nicht, was die Regierung eigentlich sei, und daß ihre Pflicht sei, den Unterthan, — jeden Unterthan zum Bessern zu leiten, und daß es im Grunde immer einerlei sei, ob Einer oder Mehrere das Volk leiten, wenn dasselbe nur zum Bessern geleitet würde. In unzähligen Flugschriften wurden alle Fürsten und monarchischen Regierungen gelästert; und wer nicht, wie sie, regiert, d. h. gar nicht regiert wurde, war ein Sklave: daher sie alle Völker aufriefen, durch einen heiligen Aufruhr sich in Freiheit zu setzen. So war der grössere Haufen in Frankreich, eben Jene, welche, ihren Leidenschaften unterthan, so sehr einer fremden Leitung bedurften, gestimmt. Wie ein krankes Kind die gesundheitbringende Arznei, weil sie bitter schmeckt, zu entfernen strebt; so wollten diese unberufenen Schreier sich ihrer eigenen unbefiederten Flügelchen bedienen, um in Freiheit — zur Erde platzen zu können.

Es ist leicht einzusehen, daß die Fürsten mit solchen überschwenglichen Brauseköpfen nicht wohl unterhandeln konnten, und den aus ihrem Vater-

lande entflohenen Aristokraten war dieß eine willkommene Seite der französischen Revolution, sie ganz im nachtheiligsten Lichte darzustellen, und hiedurch ihren Antheil an derselben, nemlich ihren empörenden Hochmuth und ihre ausserordentlichen Bedrückungen des gemeinen Mannes, übersehen zu machen. Sie benützten daher redlich diese Gelegenheit, sich um mächtige Unterstützung im Auslande zu bewerben, während sich im Innern Frankreichs täglich ihre Anzahl durch die neueren Beschlüsse der Nationalversammlung vermehrte.

So lebten sie ihrer Hoffnungen gewiß, daß sie bald wieder mit dem vorigen Glanze in Frankreich triumphirend einziehen würden; und ihre luxuriöse Lebensart in Deutschland, welche als ein abschreckendes Muster aufgestellt werden könnte, bewies zur Genüge, daß der rechtliche Mann in Frankreich nicht ohne hinreichenden Grund befürchtete, daß nach ihrer Rückkunft das alte Uebel noch ärger gemacht werden würde. Daher wurde zu dieser Zeit der Unterschied zwischen den Rechtlichgesinnten und der demokratischen Parthei im Auslande noch nicht sehr merklich; beide schienen damals Eins zu sein, indem jene wie diese, freilich aus sehr

ver=

verschiedenen Ansichten, von der Nothwendigkeit einer neuen Verfassung zum Nachtheile der zu begünstigten zwei andern Stände, des Adels und der Geistlichkeit, so vollkommen überzeugt waren. Je mehr sich aber diese Furcht einer Rückkehr der alten Ordnung und Gebrechen verlohr, desto merklicher wurde auch die Verschiedenheit der Rechtlichgesinnten und der Demagogen, welche in der Folge ausschließlich Jakobiner, vom Orte ihrer Versammlung her, genannt wurden.

In der Mitte von beiden herrschenden Partheien in Frankreich, der aristokratischen und demokratischen, entwickelte sich also allmählig eine Dritte, welche wir die republikanische Parthei nennen wollen, weil sie, der Stimme ihres Gewissens folgend, das allgemeine Beste der Unterthanen bezweckte. Ihren Grundsätzen zufolge mußte diese Parthei den beiden andern nur insoferne entgegenarbeiten, als sich diese ihren Leidenschaften überliessen, und ihren Eigennutz auf Kosten des ganzen Landes zu befriedigen strebten. Eben so einleuchtend ist es aber auch, daß sie die Absichten der einen oder der andern Parthei unterstützte, je nachdem die Eine oder die Andere das Gute vertheidigte. Wir dürfen diese Parthei nie aus den Augen

verliehren, welches so leicht geschehen kann, da sie, ihrem Wesen nach, nie als Parthei auftrat.

Noch eine vorzügliche Stütze, worauf sich die Hoffnungen der Aristokraten gründeten, waren die Linientruppen, welche durch die neue Verfassung nicht anders als verliehren müßten. Sie schlossen daraus, daß, weil die vornehmsten Offiziere, die alle vom Adel waren, mit der neuen Ordnung nicht zufrieden sein konnten, auch der gemeine Mann dem Kommando-Wort, wie ehmals bei der königlichen Parade, folgen müsse. Aber hierin verrechneten sie sich im hohen Grade. Für's Erste war ein grosser Theil der regulären Truppen sehr mißvergnügt geworden, indem daß immer nur der Adel die Offiziersstellen besetzte; und dann sind der Fäden, womit der gemeine Soldat mit den Unterthanen zusammenhängt, unzählige. Der größte Theil der gemeinen Soldaten waren Kinder gemeiner Leute, die, von ihrer Geburt her, den Druck des Adels und der Geistlichkeit kannten. Von Vielen unter ihnen lebten noch Eltern und Geschwister, die bei der neuen Staatsreform gewannen, ja Mancher genoß selbst noch die Früchte der neuen Einrichtungen. Wie sollten nun Kinder gegen ihre Eltern und gegen sich selbst, wie sollten Geschwister gegen

Ge-

Geschwister, Verwandte gegen Verwandte streiten, wenn sie der Korporalstock, welcher nun Ruhe bekam, nicht dazu zwingen würde? Wenn nun der Kammerad so dachte, und sprach, wie viele gemeine Soldaten konnten wohl übrig bleiben, die nicht zur neuen Ordnung übertraten? Hier bieb also den Aristokraten nichts übrig, als die Staabsoffiziere, die sämmtlich vom Adel waren.

Indeß zählten die Ausgewanderten doch auf sie, und etliche Uneinigkeiten, welche sich in Frankreich zwischen den regulären Truppen und den Bürgersoldaten ereigneten, bestärkten sie in ihrer Hoffnung. Es schien nun nichts mehr zu fehlen, als der öffentliche Beitritt des Königs auf ihre Seite, wodurch sie desto gegründeter auf auswärtige Hülfe, und von innen auf noch mehrere Anhänger zählen durften., Da jedoch der König diesen Schritt nicht thun wollte, was auch mit Sicherheit nicht geschehen konnte; sondern er sich vielmehr den 4ten Febr. 1790 freiwillig in die Nationalversammlung begab, und erklärte, daß es sein ernstlicher Wille sei, Jedermann zu überzeugen, daß der Monarch und die Stellvertreter des Volkes gleiche Absichten hegen, und daß er die Verfaßungsmässige Freiheit, so wie sie der mit seinen eignen Gesinnungen

über=

übereinstimmende Wunsch der Nation festgesetzt habe, vertheidigen wolle: so blieb den Aristokraten im Auslande keine andere Ausflucht mehr übrig, um ihr Benehmen rechtfertigen zu können, als daß sie alles, was der König that, für erzwungen, und ihn selbst als einen Gefangenen erklärten, der nur das thun könne, was das Recht des Stärkern über ihn verfüge. Zugleich bemühten sie sich, da sie hierin grossentheils sehr recht hatten, und ein öffentlicher Beitritt, so lange der König noch in Paris lebte, nicht räthlich war, den König für seine Sicherheit immer besorgter und hiedurch geneigt zu machen, durch Flucht sich zu retten, und mit Gewalt die Rebellen zu züchtigen.

Und hierin unterstützten die Demagogen sie bestens nach ihren Wünschen. Man hörte nicht auf, in den Tag hinein gegen Könige und Fürsten zu schreien, und in seinem Unverstande fortzuwüthen. Man fuhr fort, dem Stolze und den Wünschen des Pöbels zu schmeicheln, um seiner Unordnung stiftenden Beihülfe gewiß zu sein, und eine gänzliche Umkehrung alles Bestehenden zu seinem Vortheile zu bewerkstelligen. Auch die Ersten der Demagogen hatten zum Zwecke, den König zur Flucht zu bewegen, um mit ei-

nigem

nigem Rechte ihn gänzlich stürzen zu können. Nebstbei aber verbreiteten sie schon vorläufig das Gerücht seiner vorhabenden Entweichung, wozu es ihnen nicht an Gründen fehlen konnte, sie wahrscheinlich zu machen, da die Gegenpar-thei wirklich diesen Plan ausführen wollte, ihre Absicht auch nicht geheim hielt, und in den Zimmern der Königin, angeblich, Versammlungen gehalten wurden, welche aus den aristokratischgesinnten Mitgliedern der Nationalversammlung und den königlichen Ministern von der nemlichen Gesinnung bestanden, und das österreichische Kabinet genannt wurden.

So zogen diese beiden Partheien das Uebel einer gewaltsamen Revolution herbei, welche den König in's Verderben, und das Reich viele Jahre hindurch in's Unglück stürzte. Und der Redliche mußte so lange darunter leiden, indeß der Schuldige triumphirte! Aber Gottes Gerechtigkeit bereitete das Schicksal vor, welches freilich erst nach vielen Jahren, aber doch unausbleiblich, dem Strafbaren zu Theile geworden ist! —

Gleichwie sich die aristokratische Parthei zum Kampfe rüstete, suchte auch die demokratische, und mit ihr die republika-

nische

nische, mehr Einheit unter den Einwohnern Frankreichs zu bewerkstelligen. Zwar hatten die zu Tausenden versammelten Bürger den Eid abgelegt: „frei zu leben oder zu sterben!“ — aber noch war dieser Eid nicht gesetzlich abgefordert worden, welches ihn erst wirksam machen sollte. In dieser Absicht wurde ein Tag festgesetzt, an welchem alle Bürgersoldaten und regulären Truppen von ganz Frankreich durch Abgeordnete mit den Bürgersoldaten und Linientruppen von Paris einen allgemeinen Waffenbund schliessen sollten, welche Feierlichkeit man das grosse Bundesfest nannte.

Der 14te Julius 1790 war zu dieser Feierlichkeit festgesetzt worden. Die Stadt Paris nahm es auf sich, die Kosten derselben für ganz Frankreich zu bestreiten, und das Marsfeld wurde zu dem Sammelplatze auserseßen. Diese Ebene ist vierhundert Klafter lang und verhältnißmässig breit. Rechts und links ist sie mit hohen Bäumen eingeschlossen, und ihre Aussicht geht auf die Gebäude der Kriegsschule. Der König und die Nationalversammlung sollten ihre Plätze auf einem hohen Gerüste einnehmen, damit alle Zuschauer Zeugen ihres Eides, die bisher verfertigten Artikel der neuen Verfassung

zu

zu behaupten, sein würden. Man hatte im Plane, für viermalhunderttausend Zuschauer, welche diese Feierlichkeit herzuziehen würde, Sitze zu bereiten. Es mußte deshalb mehrere Schuhe tief gegraben, und das Erdreich auf die Ebne geschafft werden, um daselbst, stuffenweise, Sitze zu erheben. Bloß zu dieser Arbeit wurden zwölftausend Tagelöhner gedungen; allein den ungeduldigen Parisern gieng diese Lohnarbeit zu langsam von statten, und sie fürchteten, der Schauplatz möchte bis zum 14ten Julius noch nicht fertig sein. Dieß bewog einige Zuschauer, Hacken und Schaufel zu nehmen, und mitzuarbeiten. Sogleich folgten Mehrere nach, und am folgenden Tage zogen die Einwohner der Stadt Paris zu zwei und zwei mit Hacken und Schaufeln nach dem Marsfelde hin. Musik erheiterte sie, und je weiter sie zogen, desto grösser wurde die Menge. Priester und Soldaten, Ludwigsritter und Mönche, Weiber und Kinder arbeiteten in einem frohen Gewühle, das mit jedem Augenblicke sich vermehrte. Unter die schmutzigen Arbeiter sah man zarte Damen, in Seide und Musselin gekleidet, gemischt, und ein Auflodern ihres Jugendfeuers machte ein Korps Invaliden den Mangel ihrer Gleider und ihr Alter vergessen, sie mischten sich unter die arbeitende Menge,

und thaten, was sie noch zu thun vermochten. Täglich fanden sich bei hunderttausend Arbeiter ein, und in wenigen Tagen war der Schauplatz, wie noch keiner, der ihm gleich käme, da gewesen sein mag, fertig.

Nachdem alle nöthigen Anstalten getroffen waren, sah man mit Sehnsucht dem erwarteten Tage entgegen. Gewöhnlich gesellt sich zur freudigen Erwartung angenehmer Dinge, welche erst kommen sollen, Furcht vor eintretenden widrigen Unfällen. Auch hier war es der Fall, und je näher der ersehnte Tag herbeirückte, desto mehr Besorgnisse erzeugten sich. So erregte die Ankunft des Herzogs von Orleans viele Unruhe unter den bessergesinnten Einwohnern von Paris, deren Mißtrauen gegen jenen seit seiner Abwesenheit zugenommen hatte. Auch wollte man zur nemlichen Zeit einen Gegenrevolutionsplan entdeckt haben, den die Grafen von Artois und Saint-Priest, von Sardinien und Deutschland aus, in's Werk zu setzen suchten, und welchem Unternehmen die günstige Meinung mehrerer Abgeordneten aus den übrigen Städten des Reiches zu statten kommen sollte. Unter vielerlei bangen Besorgnissen rückte der ersehnte Tag immer näher.

Der

Der 14te Julius brach an, und eine halbe Million Menschen setzte sich in Bewegung. Eine Armee, über 50,000 Köpfe stark, eröffnete den Zug, in deren Mitte der erste Bürgermeister von Paris, Bailly, rund herum von rauschender Musik umtönt, war. Die Abgeordneten der Provinzen, mit einem Bataillon Jäger und einem Korps Kavallerie hinter sich, schlossen diesen Zug.

Die schaulustigen Einwohner von Paris und der umliegenden Gegend drängten sich aus allen Winkeln herzu, und bewillkommten die Vorüberziehenden mit allgemeinem Jubel. Es regnete sehr stark, und kein Kleid blieb trocken und kein Schuh ungefüllt. Und doch wollte kein Zuschauer zurückbleiben, und alle begleiteten den Zug. Alles fror, bis auf die Haut durchnäßt; aber man lachte an diesem Freudentage, und schrie mit klappernden Zähnen: „Hoch lebe die Nation!"— Als man auf dem Platze Ludwigs des Fünfzehnten angekommen war, schloß sich die Nationalversammlung an den Zug an. Man hatte gehoft, daß sich der König mit dieser vereinigen würde; allein der starke Regen hielt ihn ab, wodurch die entgegengesetzte Empfindungsweise des Königs mit der des Volkes in das Gemüth des Letztern zurückgerufen wurde.

Ge=

Gegen vier Uhr Abends war auf dem Marsfelde Alles in Ordnung, als erst der König und seine Familie in ihren Wagen ankamen. Die späte Ankunft desselben hatte schon die Ungeduld der Zuschauer rege gemacht, und nur die Menge des Sehenswürdigen beschäftigte ihre Neugierde, und machte, daß ihre Unzufriedenheit nicht laut ausbrach. Aber nun war Alles nur Auge und Ohr. Die Fahnenweihe, die Messe und der Schwur der verbündeten Armee war vorüber. Die Deputirten der Nationalversammlung erhoben sich hierauf von ihren Sitzen, und schwuren den Bürgereid nach. Der König machte den Schluß, und als er seinen Eid zur Aufrechthaltung der neuen Verfassung abgelegt hatte, überließ sich die ganze Menge der gränzenlosesten Freude. Noch die folgenden acht Tage durch dauerten die brüderlichen Schmausereien, Feuerwerke, Beleuchtungen und Wassergefechte fort, und ganz Frankreich schien in diesen Jubel mit einzustimmen.

III.

Vom 15ten Julius 1790 bis zum 1sten Oktober 1791.

Unterdessen rückte das drohende Gewitter immer näher heran. Die Einigkeit der Abgeordneten des Bürgerstandes, welche zu Anfang der Revolution von so grossem Nutzen gewesen, und die durch eigne besondere Zusammenkünfte, in welchen über dasjenige, worüber in der Nationalversammlung erst abgestimmt werden mußte, schon vorher berathschlagt und ein gemeinsamer Beschluß gefaßt wurde, hergestellt worden war, stiftete nun beinahe eben so vielen Schaden, als daraus Nutzen entsprungen war. Von dem Versammlungsorte her, welcher die Kirche eines aufgehobenen Jakobinerklosters in Paris war, wurden die Mitglieder dieser besondern Zusammenkünfte Jakobiner genannt, welche also, ihrem

ersten Ursprunge nach und wegen des zu Anfang unter ihnen herrschenden Geistes der Mässigung, vielen Nutzen für Frankreich erzeugten. Aber bald erhielten Schwindelköpfe die Mehrheit der Stimmen, und der Bessergesinnte zog sich allmählig zurück. Indeß war diese Gesellschaft noch Vielen zu gemässigt, und sie stifteten daher eine zweite Gesellschaft, oder eigentlicher eine Auswahl der Jakobiner, welche Cordeliers genannt wurden, und deren Leidenschaften keine Gränzen kannten. Unter ihnen zeichneten sich Marat durch seine Blutdürstigkeit, und Danton durch seine Talente zuerst aus. Was von diesen beiden Gesellschaften beschlossen ward, mußte auch in der Nationalversammlung durchgesetzt werden, wozu man immer zuletzt den Pöbel benützte.

Necker verlohr um diese Zeit immer mehr die Neigung des Volkes. Sie artete in Gleichgültigkeit aus, als man sich in seiner Hoffnung durch ihn allein gerettet zu werden, getäuscht fand. Necker wurde immer mißmuthiger hierüber; dieser Undank von Seite des Volkes, für welches er immer nach Kräften gearbeitet hatte, beleidigte ihn auf's Innigste. Er glaubte, daß auch die Bessergesinnten den eigensüchtigen Sprudel-

delköpfen sich anvertraut hätten, und als ein recht=licher Man konnte er an der Herrschsucht des Pöbels unter der Leitung der Demagogen, und an den zügellosen Ausschweifungen dieses neu=en Tyrannen nichts Gefälliges und Angenehmes auffinden. Er strebte daher, der Menge die Re=gierung aus den Händen zu winden. Eben so konnte er auch die Behandlung nicht billigen, die man sich gegen den König bei den letzten Vorfällen und in Schriften erlaubte, er konnte die politische Nichtigkeit des Königs, zu wel=cher Rolle dieser jetzt verurtheilt war, über sein gefühlvolleres Herz nicht gewinnen; er verabscheu=te alles Gewaltthätige der Revolution, und ahne=te damals schon, zu welchen blutigen Gräueln ein solches Verfahren führen würde. Necker suchte daher, das königliche Ansehen wieder ei=nigermassen emporzubringen, und widersetzte sich öfters den Beschlüssen der Nationalversamm=lung. Er hatte der Abschaffung der Titel und aller Adelszeichen nicht beigestimmt, da er über=zeugt war, daß diese von selbst fallen würden, wenn die Sache, zu welcher sie gehören, auf=gehoben wäre; und in Hinsicht der Staatswirth=schaft äusserte er öffentlich seine Unzufriedenheit.

Ein solches Benehmen konnte dem Pöbel und seinen Beherrschern, welche Alles, was ihrem Gedünken entgegen war, mit dem wildesten Eifer verfolgten, nicht willkommen sein, und schon fieng die Gleichgültigkeit gegen ihn an, in Haß auszubrechen, als Necker, dadurch bewogen, den 4ten Sept. 1790 der Nationalversammlung seine Entlassung ankündigte, und, seiner persönlichen Sicherheit wegen, den 8ten September nach der Schweiz flüchtete. Aber mit ihm entfernte sich viel Gutes aus Paris; der König ward durch sein Beispiel belehrt, was ihm selbst widerfahren könne, und, Neckers Raths beraubt, blieb er den Verführungen der Aristokraten überlassen.

Lafayette's Ansehen hingegen konnte der hämische Neid der Demagogen noch nicht gänzlich untergraben. Seine Uneigennützigkeit, seine Unerschrockenheit und weise Vorsicht, wovon er täglich und vor den Augen des Volkes Proben gab, waren zu unwidersprechliche Beweise seiner wohlthuenden Dienste für das Beste der Nation. Man hatte ihm aus allgemeinem Zutrauen zu ihm eine Art von militärischer Oberherrschaft im Reiche angebothen. Auf diesen Antrag antwortete er: „Kameraden, wer-

den

den wir deshalb unsere Ronden fleissiger machen?" — und er nahm jene Würde nicht an. Gleich nachher machte man ihm ein anderes Anerbieten, welches er ebenfalls großmüthig ausschlug. Er hatte seit der Revolution beträchtliche Auslagen zum Besten des Vaterlandes gemacht, welche man ihm nun zu ersetzen anboth: „Nicht doch, — sagte er, — dieß wäre eine Bezahlung für das, was mir nicht käuflich ist: für meine Liebe zum Vaterlande. Stifte ich einiges Gute, so habe ich, und hat meine Familie daran ein undurchbringliches Kapital." — Solche Züge werden auch denjenigen Menschen, welchen dereinst Unglück treffen würde, über den glücklichen Taugenichts erheben.

Eine ganz unvermuthete Aenderung aber war in Hinsicht Mirabeau's vorgegangen. Er fieng um diese Zeit an, seiner Parthei zu entsagen. Gleichwie sich zwei Schreier, von denen Jeder das Wort führen will, in der Schenke an einem Tische nicht gut vertragen; so verhielt es sich auch in den Volksgesellschaften. Mirabeau fand zu viele Mitwerber, und er mußte lernen, daß die Gunst des grossen Haufens noch viel unbeständiger, als die Hofgunst sei, und

daß ihm wüthende, ihm in allen Rücksichten weit untergeordnete Schreier bald den Rang abgewinnen würden. Nebstdem war er zu einsichtsvoll, als daß die Wendung, welche die Revolution nahm, ihm hätte gefallen können, und daß er nicht die Unhaltsamkeit des neuen Gebäudes hätte voraussehen sollen. Als ihm daher am Ende des Jahres 1790 durch einen mit dem Hofe in genauer Verbindung stehenden Freund Anträge von Seite des Königs gemacht wurden, ließ er sich sehr willig finden, dieselben anzunehmen, wenn die öffentliche Freiheit dabei keine Gefahr laufen würde. An dieser Annäherung hatte Mirabeau's brennende, aus Liebe zur Verschwendung entstandene, Habsucht den meisten Antheil. Es wurden mehrere Zusammenkünfte mit den königlichen Ministern und selbst mit dem Könige und der Königin gehalten, und man ward bald über die Bedingungen einig. Mit Vorsicht fieng Mirabeau an, den entworfenen Plan auszuführen; allein der Tod hinderte ihn hieran. Er starb plötzlich an den Folgen einer Ausschweifung den 2ten April 1791.

Die bisherige Ruhe hatte unterdessen in Frankreich immer noch fortgewährt, und die Nationalversammlung benützte sie zur

Aus-

Ausarbeitung der neuen Verfassung. Je näher sie ihrem Ziele kam, desto mehrere Feinde machte sie gegen sich rege, da nothwendig immer mehrere Mißbräuche abgeschaft werden mußten. In einem Reiche, wo deren so viele emporgekommen waren, welche man alle nun mit Gewalt und auf einmal auszurotten bemüht war, konnte es nicht anders kommen, als daß sich eine mächtige Gegenparthei allmählig einfand.

Von vielen vortreflichen Beschlüssen führe ich nur folgende an.

Die Nationalversammlung suchte, soviel möglich, die Staatsbedienungen zu vermindern, um die vielen Besoldungen weniger zu machen, und dem Landbaue und den Handwerken wieder mehrere arbeitende Hände zu verschaffen. Sie war vorzüglich mit der Aufhebung oder Abänderung jener Abgaben bemüht, mit deren Einsammlung zu viele Kosten verbunden, und welche überdieß den Unterthanen sehr drückend waren. Daher hob sie die Mauthen im Innern des Landes auf, und verlegte sie bloß an die Gränzen, (wie erst neuerlich in Baiern geschehen ist) indem der Troß der Mauthbeamten und Visitatoren so viele Besoldungen wegzog, und der Handel dabei leiden mußte.

Die Abschaffung der vielen drückenden Auflagen verminderte die jährliche Staatseinnahme so sehr, daß sie nicht mehr hinreichte, die jährlichen Staatsausgaben zu bestreiten. Um also das Fehlende (das Defizit genannt) zu ersetzen, schrieb die Nationalversammlung anstatt der ehemaligen und izt aufgehobenen Auflagen, die ganz vorzüglich nur die verdienende Klasse der Einwohner drückten, eine Grund- und Vermögenssteuer aus, welche verhältnißmässig die Reichen und Begüterten so gut, wie die Armen traf. Nicht anders als mit freudigem Herzen erinnert man sich hier und an manchen andern Stellen des Pfalzneuburgischen Deputationsabschieds, wo der Regent das Gute der französischen Revolution benützte, und der Unterthan also die Früchte der Letztern genießt, ohne die vielen Gräuel derselben überleben zu müssen.

Eben so wurde das kirchliche System vereinfacht. Die Zahl der Bißthümer wurde vermindert, die überflüssigen Pfarreien wurden aufgehoben, die Hülfspfarreien aber vermehrt, damit der Landbewohner in der Nähe dem Gottesdienste beiwohnen könne. Die Akzidenzien der Pfarrer wurden abgeschaft, und die Geistlichen

für ihr Amt bloß vom Staate besoldet. Die Kirche hatte Pfarrhöfe und Wohnhäuser für die Bischöfe und Pfarrer, und man wußte nichts mehr von Pallästen, Kutschen und Pferden, wie man im ersten Jahrhunderte nach der Auflebung des Christenthums nichts davon wußte.

Diese neue Einrichtung wollte freilich dem grösseren Theile der Geistlichkeit nicht gefallen, und als die Nationalversammlung verordnete, daß alle Geistliche jedes Ranges die neue Verfassung beschwören, und durchaus, wie die übrigen Bürger, den Gesetzen des Staates unterworfen sein, oder im Weigerungsfalle ihre Bediedienungen verliehren sollten, wollten sie nicht nur den Eid nicht ablegen, sondern wendeten sich auch deshalb an den Pabst, der im Gegentheile verordnete, daß alle jene Geistliche ihrer Stellen verlustig sein sollten, welche diesen Eid ablegen würden. Aber die Letztern unterstützte die Mehrheit, und sie erhielten sich in ihren Stellen, welche die eidscheuen Priester verlohren.

Nachdem die Nationalversammlung diese und noch unzählige Beschlüsse gefaßt hatte und die neue Verfassung Frankreichs immer näher ihrer Vollendung rückte, konnte man erst

mit

mit einiger Gewißheit bestimmen, wer aristokratisch gesinnt sei. Der Hof, der größte Theil des Adels, fast alle Bischöffe und die meisten Pfarrer mit den untergeordneten eidscheuen Priestern, alle Jene, welche ehmals die Einkünfte des Staates gepachtet hatten, und ihrem Vaterlande zur Geisel geworden waren, mit dem ganzen Haufen ihrer Anhänger, die meisten Offiziere, worunter unstreitig die kenntnißreichsten und würdigsten Männer waren, die wegen Verwandtschaft, aus Dankbarkeit gegen ihre Beförderer und aus Liebe zu ihrem Könige mit den Aristokraten sich verbanden; in mehreren Handlungsstädten die Reichen, deren Vermögen es ihnen erlaubte, die Grossen, welche die Gnade hatten, sie um sich zu dulden, in ihrer vornehmen Lebensweise nachzuäffen, die meisten Beamten, denen der Staat ihre vorhergekauften Aemter wieder abgekauft hatte, im ganzen Reiche endlich diejenigen, derer Stand oder Karakter sie geneigt machte, den gemeinen Mann zu verachten, machten die aristokratische Parthei aus.

Jeder von diesen suchte, für seine Parthei alle jene Unterthanen zu gewinnen, auf welche sein Ansehen oder die vielerlei Vorurtheile ihm einigen Einfluß verschaffen konnte. Durch dieses

Be-

Bestreben entstanden freilich in mehreren Gegenden des Reichs Gährungen und öfters blutige Händel; aber da bei weitem der größte Theil der Einwohner für die neue Ordnung gestimmt war, indem der gemeine Mann seiner drückenden Last los ward, und nur die Rückkehr derselben befürchtete, so äusserten diese Unruhen am Ende doch immer keinen Einfluß auf das Ganze, und jede Anstrengung, im Innern grosse Parthei zu machen, blieb jetzt noch vergebens.

Eine desto grössere Gefahr drohte hingegen von aussen. Die Zügellosigkeit der Demagogen, und des Pöbels hatte endlich den König bewogen, der Berathung der Aristokraten sich ganz hinzugeben, und auf alle mögliche Art zu suchen, durch äussere und innere Verbindungen sein verlohrnes Ansehen und seine königliche Würde zu retten. Graf von Artois hatte seit seiner Flucht eifrigst sich angelegen sein lassen, an auswärtigen Höfen um Beistand zu werben; auch erhielt er im Mai 1791 zu Mantua von Kaiser Leopold das Versprechen, in Verbindung mit andern Mächten dem Unwesen in Frankreich zu steuern, und das königliche Ansehen wieder herzustellen. Es blieb freilich einsweilen noch bei'm Versprechen, da die Lage, in welcher sich

Oest=

Oestreich damals befand, noch keinen thätigen Antheil gestattete; aber das gegebene Wort des Kaisers war Bürge genug, daß in günstigern Verhältnissen dasselbe gewiß erfüllt werden würde.

Auch in Frankreich vermuthete man schon einen feindlichen Angriff von Seiten Oestreichs. Die Werbungen des Grafen von Artois an allen europäischen Höfen und die Verschwisterung der Königin mit dem Kaiser gaben die erste Veranlassung hiezu. Vielleicht argwohnte man anfangs mehr, als an der Sache sein mochte, da die Furcht den gefürchteten Gegenstand immer in's Unendliche vergrössert. „Alle Strassen, — hieß es, — sind mit Eilbothen bedeckt, die von Petersburg * und Wien bis nach Rom und Madrid ** eilen, überall kündiget man den allgemeinen Bund an, und der König von Schweden soll sein kaltes Land verlassen, um sich an die Spitze desselben zu stellen.“ Die Praslereien der Aristokraten halfen dazu, das Volk in diesem Glauben zu bestärken, und dieß war der Zeitpunkt, von welchem an alle Zügel des Volkes rissen, und der Pöbel sich erlaubte, immer frecher zu werden, und ohne Unterschied alle auswärtigen Fürsten zu lästern. Man

* Die Hauptstadt von Rußland.

** Die Hauptstadt von Spanien.

Man sah sich nun überall mit feindlichen Armeen umgeben; der Nationalhochmuth, der in jeder Residenzstadt seine eifrigen Verehrer hat, schuff sich Feinde, die er alle zu besiegen, und wodurch er die Völker der Welt vom Despotendruck zu befreien sich versprach. Die Nachrichten verbreiteten sich, daß die benachbarten Fürsten aus allerlei Scheinursachen Soldaten auf die Gränzen verlegten; von allen Seiten wäre Frankreich mit fremden Truppen umgeben; auf der einen seien deutsche, auf der andern spanische, auf einer dritten endlich italienische Soldaten. Das Meer allein wäre noch frei, doch hätten die Engländer eine grosse Flotte bemannt, die jeden Augenblick die französischen Seehäfen einschliessen könne. Zur nemlichen Zeit sprach man von der baldigen Abreise des Königs nach Metz, wo sich ein Theil der französischen Linientruppen zu ihm schlagen, und die kaiserlichen Truppen ihn unterstützen würden. Von dort aus würde er, wenn sein Volk sich nicht freiwillig ihm unterwürfe, durch die Gewalt der Waffen es bändigen. Niemand von der königlichen Familie sollte, aus Furcht vor der Rache des Volkes, in Frankreich zurückbleiben.

Verschiedene Umstände unterstützten diese Gerüchte. Die Vatersschwestern des Königs verreisten, und begaben sich nach Rom. Das Volk hatte sich vergebens der Abreise entgegengesetzt. Auch verbreitete sich das Gerücht, daß der ältere Bruder des Königs, Monsieur, sich entfernen würde. Sogleich versammelte sich eine Menge Volkes vor dem Pallaste desselben, und begehrte sein Ehrenwort, daß er nicht fortreisen würde. Er versprach es, obwohl er dieses Versprechen auch den folgenden Tag zu halten nicht gesinnt sein mochte. Bald darauf ereignete sich ein noch beunruhigenderer Vorfall. Nach dem Beispiele des Jakobinerklubs hatten die Adelichgesinnten ihrerseits gleichfalls bald unter dem Namen der Unpartheiischen, bald unter der Benennung des monarchischen Klubs eine Gesellschaft gestiftet. Diese Gesellschaft verbarg ihren Haß nicht, und suchte alle Mittel hervor, sich unter dem Namen der Freunde des königlichen Besten wieder emporzubringen. Das Volk hatte sich den 28sten Febr. 1791 nach Vincennes* begeben, um daselbst das berüchtige Staatsgefängniß, einen befestigten Thurm, zu zerstören. Diesen Zeitpunkt, sagen die Demokraten, suchte die

* Ein königliches Schloß unweit Paris.

die Gesellschaft der Unpartheiischen zu benützen, und nach einem verabredeten Plane sollten sich einige hundert Mitglieder derselben im Schlosse der Tuilerien einfinden, worauf sie ein Geschrei, als wenn das Leben des Königs in Gefahr wäre, erheben, und sich dann ihrer mitgebrachten Waffen zur Bewerkstelligung der Flucht des Königs bedienen würden. Die Aristokraten geben hingegen an, daß die Unpartheischen wirklich eine Gefahr für das Leben des Königs befürchtet hätten, weshalb sie sich, bewaffnet, zu dessen Vertheidigung einfanden.

Die Waffen bestanden aus Pistolen und eigens hiezu verfertigten Dolchen von einer besondern Gestalt, daher die Verschwornen nachher Dolchritter genannt wurden. Aber Einer von ihnen, der um zwei Stunden zu früh gekommen war, gab zur Entdeckung dieses Komplottes Anlaß. Die Bürgerwache erblickte einen Dolch unter seiner Kleidung, und hielt ihn deshalb an. Bei der Durchsuchung fanden sich auch Pistolen, und er wurde in sichere Verwahrung gebracht. Die Wache war nun auf ihrer Hut. Zwei Stunden nachher sah sie mehrere verdächtige Leute ankommen, und sie hielt sie, so wie sie in den Pallast eingetreten waren, wieder an, und durchsuchte

sie,

sie. Es fanden sich Dolche und viele Pistolen; die Wache begnügte sich aber, ihnen bloß die Waffen abzunehmen, und jagte sie alsdann wieder fort. Eben so wurde eine grosse Anzahl der Verschwornen, welche sich im Schloßgarten befanden, behandelt. Es geschah Niemanden etwas zu Leide, und die schimpfliche Behandlung war die ganze Strafe, die den Verschwornen zu Theile wurde. Nur die Furcht der Einwohner vor einer nahe bevorstehenden Flucht des Königs wurde vergrössert, und ihre Behutsamkeit erhöht.

Eine Frucht davon war die Behandlung, welche der König von seinem Volke hatte erfahren müssen, als er sich den 18ten April nach St. Cloud * begeben wollte. Als Zweck dieser Reise gab der König die Osterfeier an. Die Einwohner hingegen hielten dieß für einen nichtigen Vorwand, um die Entweichung des Königs zu verbergen, indem dieser eben sowohl in Paris als in St. Cloud die Ostern würde feiern können. Der Gedanke an die Schrecknisse eines Bürgerkriegs empörte alle Gemüther, und, als die Stunde der Abreise herangerückt war, drängte sich

* Ein Flecken unweit Paris, wo sich ein prächtiger Pallast, der mehrere Millionen gekostet hat, befindet.

sich Alles, der gutgesinnte Bürger wie der Pöbel, in Menge in das Schloß, auch die Bürgerwache strömte mit fort, und aller Gegenbemühungen Lafayette's und Bailly's ungeachtet mußten der König und die Königin ihre Abreise einstellen.

Sonderbar war es, daß Lafayette, durch dieses Betragen des Volkes gegen seinen König bewogen, seine Entlassung gab; welche er aber auf ausdrückliches und einstimmiges Verlangen aller sechszig Bataillons in Paris wieder zurücknahm.

Am folgenden Tage begab sich der König in die Nationalversammlung; er beschwerte sich über das Benehmen des Volkes gegen ihn, und bestand auf seiner Abreise, welche hierauf auch bewerkstelliget wurde.

Die Besorgniß, daß der König entfliehen wolle, wurde von jetzt an immer allgemeiner. Vom Auslande her erfuhr man in Paris zuerst, daß diese Flucht im Werke sei, und einen Beweis, daß diese Sage Grund habe, fand man darin, weil die Schlösser und die Rittersitze bei

der

der Kundwerdung dieser Begebenheit, welche sich erst begeben sollte, entvölkert wurden. Die Bewohner derselben flüchteten sich, aus Furcht vor der Volksrache, größtentheils aus Frankreich, und schleppten mit sich fort, was sie mitbringen konnten. Lafayette erhielt mehrere Warnungen in Ansehung der bevorstehenden Entweichung des Königs; die Zeitungsschreiber kündigten sie an, und selbst die Königin spaßte am Abend des 20sten Junius mit den Offiziers der Wache darüber. Doch Lafayette schien hinlängliche Vorsichtsmittel ergriffen zu haben, um die Bewerkstelligung derselben zu hindern.

Aufeinmal verbreitete sich am 21sten Junius Morgens die Nachricht in Paris, daß der König mit seiner ganzen Familie entflohen sei. Man erstaunte, aber erschrack nicht darüber. Durch die Bekanntschaft, welche man die lange Zeit her mit dem Gedanken an die Flucht des Königs geschlossen hatte, kam dieselbe nicht so unverhoft mehr. Nun mußte auf gemeinsame Sicherheit gedacht werden, und diese fand man in unerschütterlicher Einigkeit und im festen Anschliessen an die Nationalversammlung. Der erste Verdacht fiel auf Lafayetten, dessen Leben in Gefahr stand, welchen aber seine

bis=

bisher geleisteten Dienste von selber befreiten. Ueberall hin sandte man Eilbothen aus, und überall schalt man den König einen Verräther, und suchte überall sein Bildniß und seinen Namen auszulöschen. Man wollte nun keinen König mehr, und frohlockte, daß man seiner los sei.

Herr von Bouille' besaß die Oberbefehlshaber-Stelle in Lothringen. * Er hatte dem Könige auf den Gränzen von Luxenburg ** einen Zufluchtsort bereitet; die Festung Montmedy war auserfehen, den König zu sichern, ihn dort an die Spitze des Adels zu stellen, und ihn zum Anführer der Aristokraten gegen sein Volk zu machen. Der König war mit seiner Familie, ausser seinem Bruder, Monsieur, der auf einer andern Strasse glücklich in's Ausland entkommen war, schon nahe an den Gränzen, als dem Postmeister zu St. Menehould, Drouet mit Namen, eine vorübergefahrene Kutsche verdächtig schien. Verschiedne Be-

* Ein grosses Herzogthum, welches ehmals zu Deutschland gehörte, und an Deutschland gränzt.

** Die Hauptstadt des Herzogthums Luxemburg, welches an Lothringen gränzt, und vor der Revolution Oestreich gehörte.

Bewegungen der Truppen in dieser Stadt machten die Unruhe der Bürger schon vorher rege. Drouet zeigte seinen Verdacht an. Man befahl ihm, der Kutsche nachzueilen, da er aussagte, daß er den König und die Königin erkannt zu haben glaube. Ueberdieß begleitete eine Bedeckung Dragoner die Kutsche des Königs. Drouet kannte den nähern Weg nach Varennes, * wohin der König geeilt war, und langte dort vor dem Könige an. Er unterrichtete den Postmeister von der Ursache seiner Reise, und, da es mitten in der Nacht war, so verrammelten sie in der Eile, ohne Jemanden aufzuwecken, die Brücke, über welche der König fahren mußte, sie warfen einen mit Hausgeräthe beladenen Wagen am Eingange derselben um. Hierauf benachrichtigten sie den Bürgermeister und den Kommandanten der Bürgersoldaten zu Varennes davon. Acht Mann der letztern hielten den König an, ungeachtet die Bedeckung desselben mit blossem Säbel auf sie zusprengte. Letztere schrieen derselben zu: „daß, wenn sie ihnen den König mit Gewalt entreissen würden, sie ihn nicht anders als todt erhalten sollten.“ — Der Kommandant hatte zwei Kanonen

nen

* Eine kleine Stadt, näher gegen Luxemburg hin.

nen ohne Pulver und Kugeln herbeiführen lassen. Er stellte sich an, als wollte er sie auf die Bedeckung losfeuern; alles wich zurück, und der König ward zum Gefangenen gemacht. Ueberall läutete man die Sturmglocke, und von allen Seiten eilten die Bürgersoldaten herzu. Die Soldaten des Herrn von Bouille' schlugen sich zuletzt gleichfalls zu jenen, und dieser mußte endlich sein Heil in der Flucht suchen.

Der König ward nach Paris zurückgeführt. Als er sich dieser Stadt näherte, erwarteten ihn mehrere hunderttausend Zuschauer in gedrängten Reihen. Kein Haupt wurde, als er bei ihnen vorbeifuhr, entblößt; überall war Unmuth auf den Gesichtern zu lesen, und ihr Stillschweigen sprach mehr als lautes Murren. Der König ward in den Pallast der Tuilerien gebracht, und Lafayette erhielt nochmals die Aufsicht über ihn.

Die Liebe des Volkes zu seinem Könige war nun gänzlich erloschen. Man sagte laut, daß man sich auf das Ehrenwort desselben nicht mehr verlassen, und daß kein Franke einem Monarchen, der sein Volk hintergangen habe, mehr gehorchen könne; „man müsse den König zur Ver-

antwortung ziehen, weil er die Nation verlassen habe, und seine Flucht Gelegenheit zu einem bürgerlichen Kriege hätte geben sollen, und überhaupt würden alle Bourbonen immerwährende Feinde der Freiheit Frankreichs bleiben; man müsse daher die Gelegenheit benützen, diesen natürlichen Feind Frankreichs unschädlich zu machen.“ — Dieß war die Stimmung der Mehrheit.

Aber mit den Wünschen des Volkes stimmte die Nationalversammlung nicht überein. Sie glaubte nicht, daß Frankreich im Stande sein würde, eine wiederholte Umänderung der neuen Verfassung zu ertragen. Die Staatswirthschaft befand sich in der größten Verwirrung, das baare Geld war verschwunden, die neue Verfassung war noch nicht fest gegründet, die Auflagen giengen nicht ein, und der Gutgesinnte seufzte nach Ruhe. Da überdieß Ludwigs Entweichung augenscheinlich die Würkung fremder Eingebungen, und, wie man sich selbst insgeheim gestehen mußte, der Zügellosigkeit der Demagogen und des zahlreichen Pöbels gewesen war; so behielt die Nationalversammlung die beinahe abgeschlossene neue Verfassung bei, und das Vergangene ward der Vergessenheit übergeben.

Auf

Auf der Oberfläche war es izt wieder ruhig geworden; aber wie nach einer schrecklichen Meeresstille brach der Sturm wüthender als irgend einmal über das gesegnete Frankreich hervor. Die Aristokraten konnten mit der jtzigen Lage der Dinge so wenig zufrieden sein, als sie es vor der Flucht des Königs gewesen waren; und noch viel weniger gab sich die demokratische Parthei damit zufrieden. Die Jakobiner, an ihrer Spitze Robespierre, welche der heimtückische Orleans im Hinterhalte und mit Hülfe seines dafür bezahlten Pöbels zu leiten suchte, äusserten stürmisch ihre Unzufriedenheit über den Beschluß der Nationalversammlung in Hinsicht des Königs. Das Volk wollte gar keinen König mehr, am Wenigsten aber Ludwig den Sechszehnten als solchen. Diese Stimmung war zu günstig für Orleans, als daß er sie hätte ungenüzt vorübergehen lassen sollen, und zugleich eröffnete sie der Habsucht und dem Ehrgeitze der Demagogen eine so glänzende Aussicht in die Zukunft, daß beide Theile vereinigt jezt würkten, obwohl sie im Innern den Keim gegenseitiger Zerstörung nährten.

Die

Die erste Frucht jener Unzufriedenheit war ein Auftritt ohne wesentlichen Folgen, der sich am 17ten Julius ereignete. Auf Anregung eines ehmaligen Geheimschreibers und jetzigen vertrautesten Freundes des Herzogs von Orleans, De la Clos mit Namen, beschloß unter der Leitung Robespierre's der Jakobinerklub, eine Petition vom Volke unterzeichnen zu lassen, um in Hinsicht des Beschlusses der Nationalversammlung, die fernere Regierung Ludwigs betreffend, eine Abänderung zu bewürken. Auf dem Marsfelde wurde gewöhnlich von dem auf dem dort errichteten Altare des Vaterlandes versammelten Volke unterzeichnet. Am 17ten Julius Morgens verbreitete sich unvermuthet die Nachricht, daß man auf dem Marsfelde zwei unter dem Altare versteckte Leute mit einem Fäßchen, worin man Pulver vermuthe, entdeckt und todt geschlagen habe. Im Fäßchen fand sich jedoch in der Folge kein Körnchen Pulver.

Nachmittags erschienen ungleich mehrere Menschen auf dem Marsfelde, als gewöhnlich. Es wurde Lärmen geschlagen, als wenn Gefahr wäre. Die Bürgersoldaten rückten aus, wurden vom Pöbel beschimpft und mißhandelt, und es drohte ein innerer blutiger Bürgerkrieg. Aber

der

der Pöbel entfloh. Bei 60 oder 70 Menschen, nach Robespierres nachheriger Angabe ungleich mehr, hatten bei diesem Auflaufe das Leben verlohren.

In der Folge wurde dieser Auftritt den Klagepunkten gegen den König eingeschalten, indem auf sein geheimes Anstiften ein Bürgerkrieg hätte entstehen sollen. Wahrscheinlicher wäre es gewesen, daß Orleans die geheime Triebfeder der an diesem Tage vorgefallenen Unordnungen gewesen sei, um sich an Lafayetten, dessen Leben hiebei öfters Gefahr lief, zu rächen, und die herrschende Unordnung sich zu Nutzen zu machen. —

Fürchterlicher jedoch, als bisher, drohte die Lage von Aussen zu werden. Noch immer hatten die eigenen Verhältnisse untereinander den auswärtigen Mächten nicht zugelassen, einen thätigen Antheil an der französischen Revolution zu nehmen. Oestreich und Rußland drohten die europäische Türkei ganz für sich zu gewinnen, welches England und Preussen nicht zugeben konnten. Letzteres schloß deshalb zu Anfang des Jahres 1790 einen Allianztraktat mit der Türkei, und nun rüsteten sich Oestreich und Preussen

sen gegenseitig zum Kriege. Schon standen die Heere in Böhmen und Schlesien sich gegenüber, als ein am 27sten Junius angefangener Kongreß zu Reichenbach in Schlesien durch eine am 27sten Julius unterzeichnete und am 5ten August ratifizirte Uebereinkunft diese Streitigkeit ausglich.

Hierauf war der erste Schritt, den Kaiser Leopold thun mußte, die Wiederherstellung der Ruhe in den Niederlanden. Die in Böhmen gegen Preussen gestandenen Truppen erschienen noch im Herbste 1790, giengen aber erst am 22sten November über die Maas * und nahmen am 24sten Namur, die Hauptstadt der Grafschaft Namur, zu den Niederlanden gehörig, ein. Am 2ten Dezember rückten sie in Brüssel ** ein, und die Unterwerfung durch die Waffen war bald vollendet.

Nun

* Ein grosser Fluß, welcher in Frankreich entspringt, die Niederlande und einen Theil Hollands durchströmt, und bei Briel, einer kleinen Holländischen Stadt, in die Nordsee fällt.

** Die Hauptstadt des ehmaligen Herzogthums Brabant, und die ehmalige Residenzstadt des Generalgouverneurs der östreichischen Niederlanden.

Nun wurde ernstlich auf ein Bündniß zwischen Oestreich und Preussen zur Wiederherstellung der Ruhe in Frankreich gedacht, und deshalb eine persönliche Zusammenkunft des Kaisers Leopold, des Königs von Preussen, Friedrich Wilhelm II., und des noch regierenden Kurfürsten von Sachsen zu Pillnitz, einem Lustschlosse des Letzten, verabredet, welcher auch der Graf von Artois beiwohnte. Es ward bald (im August 1791) eine Uebereinkunft getroffen, vermög welcher die deutschen Fürsten dem Könige in Frankreich versprachen, die wirksamsten Mittel, nach Verhältniß ihrer Macht, anzuwenden, um den König in den Stand zu setzen, die Grundlage einer monarchischen, den Rechten des Souveräns eben sowohl als dem Wohle der französischen Nation angemessenen, Regierung, in vollkommner Freiheit befestigen zu können. Für den Kostenersatz wurde Flandern und Elsaß bestimmt.

Unterdessen war die neue Verfassung für Frankreich von der Nationalversammlung verfertiget worden. Sechszig Abgeordnete der Nationalversammlung überreichten sie am dritten September dem Könige, welcher am 14ten desselben Monaths in der National-

ver-

versammlung sie feierlich genehmigte, und schwur, daß er alle Macht, die ihm übertragen sei, zur Aufrechthaltung der neuen Verfassung anwenden werde. Am 30sten September gieng die Nationalversammlung auseinander.

Ausser den bisher angeführten Beschlüssen der Nationalversammlung enthielt die neue Verfassung im Wesentlichen noch Folgendes.

„In Frankreich sollen vier wesentlich verschiedene Gewalten sein, nemlich die gesetzgebende, die vollziehende, die verwaltende, und die richterliche."

„Die gesetzgebende Gewalt nebst dem Rechte, Auflagen zu machen, sollte einer von dem ganzen Volke zu wählenden Versammlung, die aus 747 Mitgliedern bestehen, und welche Mitglieder alle zwei Jahre erneuert werden sollten, zustehen."

„Die vollziehende Gewalt ward ganz dem Könige überlassen, der in seinem Namen alle Reichsschlüsse, wenn er sie genehmigen würde, durch das ganze Königreich in Vollstreckung bringen solle. Es sollte dem Könige freistehen, seine Genehmigung, je nachdem er es gut fände, zu ertheilen oder zu versagen; welches Recht man das königliche Veto nannte. Nur wenn die

gesetzgebende Versammlung dreimal nach einander auf demselben Schlusse bestehen würde, sollte er Gesetzeskraft, auch ohne königlicher Genehmigung, haben.

Das Königthum blieb erblich bei der bourbonischen Familie, jedoch mit Ausschliessung der Weiber. Der König erhielt zum Glanze des Thrones einen jährlichen Gehalt von 25 Millionen Livres: überdieß sollte er die Einkünfte aller königlichen Schlösser und Parke geniessen, und Alles dieses, ohne davon einige Staatsausgaben bestreiten zu dürfen, bloß zu seinem und seines Hauses Unterhalt. Zur Besorgung seiner Geschäfte wurden ihm sechs Minister zugegeben, welche er sich selbst wählen konnte, und die die Nation besoldete. Kein Befehl des Königs sollte jedoch vollzogen werden, er wäre denn von dem gehörigen Minister unterschrieben worden. Hingegen sollten auch bloß die Minister dem Staate verantwortlich, die Person des Königs aber heilig, unverletzlich sein.

Die verwaltende Gewalt sollte in den Händen gewisser, in dem ganzen Reiche angestellter Gesellschaften sein. Das ganze Reich wurde nemlich in 83 Theile, Departement genannt, getheilt, wovon jedes wieder in Distrikte, diese in Cantonen, und die letztern

in

in Munizipalitäten, deren man über 40,000 im ganzen Reiche zählte, zerfielen, und welche jedes Jahr zur Hälfte von allen versammelten Bürgern einer jeden Gemeine neu gewählt werden sollten. Durch diese Verwalter sollte die Austheilung und Erhebung der Auflagen, die öffentlichen Anstalten u. s. w. besorgt werden.

Die richterliche Gewalt sollte, von den Vorhergehenden getrennt, von eigenen von dem Volke erwählten Richtern verwaltet werden, und darüber weder der gesetzgebenden Versammlung, noch dem Könige einiges Recht zustehen. Für bürgerliche Streitigkeiten sollte jeder Canton seine Friedensrichter und jeder Distrikt sein Tribunal haben. In Hinsicht der Verbrechen sollte jedes Departement ein Tribunal und ein Geschwornen-Gericht haben. Alle Urtheile mußten von einem von den Departementen ernannten und bei der gesetzgebenden Gewalt residirenden Cassations-Tribunal aufgehoben werden können, wenn gegen die Form gefehlt worden war. Verbrechen gegen die Nation sollten von einem hohen National-Gerichte gerichtet werden, welches bei jedem eintretenden Falle von der gesetzgebenden Gewalt zusammenberufen werden sollte.

IV.

Von 1sten Oktober 1791 bis zum 11ten August 1792.

Es war voraus zu berechnen, daß diese neue Verfassung, so gerecht sie in ihren Grundzügen abgefaßt sein mochte, in der Ausübung nicht lange würde bestehen können. Der König war bisher immer geleitet, und so oft mißleitet worden; seine Verhältnisse mit den Aristokraten konnten nicht vernichtet, und also ihr Einfluß auf den König nicht verhindert werden. Daß die Aristokraten, mit der neuen Verfassung unzufrieden zu sein, volle Ursache hatten, ist einleuchtend, und eben so einleuchtend ist daher auch, daß sie die vollziehende Gewalt des Königs und sein Veto dazu gebrauchen würden, wozu sie ihnen nützlich sein konnten.

Eben so liegt am Tage, daß den Demagogen mit der neuen Verfassung nicht gedient war, wie ihre letzten Handlungen und Aeusserungen zur Genüge bewiesen hatten. Und noch weniger war dieß bei Orleans der Fall. Bei dieser Lage der Dinge war nicht an Ruhe zu denken.

Ein höchst verderblicher Beschluß war es endlich, den die Nationalversammlung gegen die Zeit ihrer Beendigung faßte, daß kein Mitglied derselben zu einem Mitgliede der gesetzgebenden Versammlung sollte gewählt werden können. Hierin lag eine erhebliche Ursache der nachher unbegränzten Macht der Jakobiner. Diese hatten nemlich die in den übrigen Städten und Städtchen Frankreichs befindlichen patriotischen Gesellschaften nach und nach an sich gezogen, und mit sich in Verbindung gesetzt. Als daher zu den Wahlen der Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung, deren ein jedes Departement Neune stellte, geschritten wurde, äusserten diese Gesellschaften in den übrigen Städten Frankreichs ihren Einfluß auf dieselben so sehr, daß die Wahlen größtentheils zur Zufriedenheit der Jakobiner ausfielen. Die neuen 747 Deputirten der gesetzgebenden Versammlung standen nun beinahe ganz

unter dem Einflusse der Jakobiner, und so wie die Aristokraten die vollziehende Gewalt in der Person des Königs besassen, so waren die Jakobiner ihrerseits ganz allein im Besitze der gesetzgebenden Gewalt durch die gesetzgebende Versammlung.

So wie der gemässigtere Theil der Nationalversammlung größtentheils aus der gesetzgebenden Versammlung entfernt, und die neuen Deputirten aus den Provinzen angekommen waren, offenbarte sich sogleich die erlangte Gewalt der beiderseitigen Partheien. Die ruhige, überlegte Sprache der Republikaner wurde nicht mehr gehört; es mußte leidenschaftlich gestürmt, oder geheim und im Dunkeln unterhandelt werden, wenn man sich einen Einfluß versprechen wollte. Der redliche Theil der Einwohner Frankreichs zog sich also grossentheils zurück, und harrte eines günstigen, und ruhigen Augenblicks, um gehört werden zu können.

Sowohl der Aristokraten als der Demokraten Forderungen waren überspannt, und öfters sehr unklug und ungerecht. Beide bestanden mit Uebermuth und mit der äussersten Hartnäckigkeit darauf; — man wollte keine Mittels-

person als eine solche an erkennen; sobald diese die Forderungen der Einen Parthei nicht ganz billigte, sobald gehörte sie zur verhaßten Andern. Beide versuchten alle Mittel, sich in ihren Anmassungen zu behaupten, und nichts war ihnen heilig und ehrwürdig genug, auch das Leben unzähliger Menschen nicht, was sie geschont hätten, wenn es durch seinen Untergang ihren Zweck befördern konnte.

Die Früchte der Handlungen beider Partheien wurden im Reiche bald sichtbar, und an mehreren Orten entstanden unruhige Bewegungen, welche öfters mit Blut endigten. Vor Allen aber verdienen hier die Unruhen in der Vendee * erwähnt zu werden, da sie in der Folge so bedeutend geworden sind.

Bis zur Zeit der eidscheuen Priester hatte dieses Departement der größten Ruhe genossen. Die Bewohner desselben blieben durch ihre Liebe zum Frieden und ihre Ehrfurcht für das Gesetz bisher von allen Stürmen der Revolution befreit. In der Einfalt eines bloß dem Ackerbau gewidmeten

* Ein Departement von Frankreich, in sehr weiter Ferne von Paris an's Meer angränzend.

meten Lebens erzogen hielten sie fest an ihrer Religion nnd an den Lehrern derselben. Der von der Geistlichkeit geforderte Eid wurde, wie ich oben erzählt habe, von den meisten Priestern nicht geleistet. Einige thaten es nicht, weil sie ihn ihrem Gewissen entgegen hielten; die Meisten aber, weil ihr Interesse bei der neuen Ordnung Gefahr lief; daher sie jede Gelegenheit begierig aufgriffen, der Nationalversammlung neue Feinde über den Hals zu ziehen. Nach dem Beschlusse der Letztern sollten die eidscheuen Priester ihrer Aemter entsetzt sein, jedoch einen lebenslänglichen Gehalt ziehen. Dieser Beschluß mochte freilich denen, welche sehr einträgliche Pfründen besessen hatten, nicht gefallen haben, daher sie in ihrem Unmuthe gegen denselben und dessen Urheber Himmel und Erde zu bewegen suchten, um ihre ehmalige gemächliche Lage auch in der Zukunft noch genissen zu können.

Das einstimmige Geschrei derselben war also: „die Religion laufe bei den neuen Einrichtungen Gefahr, und jeder wahrhaft katholische Christ müsse den neuen Gesetzen nicht Folge leisten, sondern aus allen Kräften die alte Ordnung wieder emporzubringen suchen.“

Wie dem Eigennutze nichts zu heilig ist; so bediente man sich auch hier aller religiösen Gebräuche und Gewohnheiten, womit die Bewohner einen heiligen Sinn verbanden, um auf den grössern Haufen günstig würken zu können, und benützte die Religion der Bewohner, damit ihrer Gemächlichkeitsliebe kein Abbruch geschehe.

Im Gegentheile wendete die gesetzgebende Versammlung in ihrer aufbrausenden Unüberlegtheit nicht die Waffen der Wahrheit, Sanftmuth und Belehrung an, um das beunruhigte Volk wieder zur Ordnung zurückzubringen; sie erließ vielmehr (den 29sten Nov. 1791) ein geschärftes Gesetz gegen die eidscheuen Priester; „daß alle diejenigen, welche den vorgeschriebenen Bürgereid nicht ablegen würden, ihres bisherigen Gehaltes beraubt sein, und, im Falle in einer Gemeinde Unruhen statt hätten, deren Vorwand religiöse Meinungen wären, alle solche eidscheue Priester als Verdächtige von den Orten, wo die Unruhen ausgebrochen wären, entfernt, und, im Falle des Ungehorsams, zu einer Gefängnißstrafe, die nicht über ein Jahr dauern dürfe, verurtheilt werden sollen.“

Ein solches Benehmen war freilich nicht gemacht, Ueberzeugung einzuflössen, und man wird sich daher gar nicht wundern, daß in diesem Departement so vieles Blut geflossen ist, und der Bürgerkrieg auf eine empörende Art dort gewüthet hat.

Auch das Kriegsgewitter von Deutschland her hatte sich den Gränzen Frankreichs immer näher gezogen. Der Kaiser und der König von Preussen wollten die herrschende Unordnung in Frankreich nicht länger mehr dauern lassen, und Ludwig den Klauen der Jakobiner, die von Tage zu Tage übermüthiger und ausschweifender wurden, entreissen. Sie befürchteten überdieß, daß sich die Gährung in Frankreich über die Gränzen nach Deutschland fortpflanzen möchte, wozu die Jakobiner viele Aufwiegler ausschickten, um, nach ihrer Sprache, die ganze Erde von der Knechtschaft, in welcher die Bewohner derselben von den Königen und Fürsten ausgesogen würden, zu befreien, und sie, möchte man hinzusetzen, ihrer blutigen Herrschaft zu unterwerfen. Auch waren der Kaiser und König nicht zufrieden, Ludwig in der jetzigen Eigenschaft, wie die neue Verfassung sie ihm angewiesen hatte, in Ruhe regieren zu sehen;

sondern sie wollten ihn in den Stand setzen, die Grundlagen einer monarchischen Regierung in vollkommenster Freiheit befestigen, und selbst bestimmen zu können.

Dieser Zweck, wozu man sich verbunden hat-hatte, war sehr verschieden von den Zwecken, welche von dem bei weitem größten Theile der Franzosen beabsichtigt wurden. Die herrschende Parthei, das heißt, die Jakobiner, wollten alles Königthums los sein, um selbst uneingeschränkt regieren zu können; Orleans wagte noch immer mitten durch Verachtung, die er duldete, und Bestechung und Mord, die er übte, den Weg zum Throne zu gehen; und die Republikaner theilten sich in zwei Partheien, wovon die Eine die neu eingeführte Verfassung aufrecht erhalten wissen wollte; die andere aber, von der Unzulänglichkeit derselben überzeugt, auf Abänderung drang, und mehr zum Demokratism, ohne jedoch mit den Jakobinern zu halten, sich neigte.

Bei dieser Stimmung der Gemüther in Frankreich war es natürlich, daß sich Alles gegen die auswärtigen Monarchen erklärte, und für jetzt doch an die neue Verfassung hielt. Den

14ten

14ten Jäner des Jahres 1792 erklärte daher die gesetzgebende Versammlung einen jeden Franzosen für ehrlos, für einen Verräther am Vaterlande und des Verbrechens der beleidigten Nation schuldig, der auf irgend eine Art an einer Uebereinkunft, welche eine Abänderung der neuen Verfassung zur Absicht hätte, oder an einer Vermittlung zwischen der französischen Nation und den gegen sie verschwornen Rebellen, oder an einem Vergleiche mit den in dem ehemaligen Elsaß begüterten deutschen Mächten, der diesen mehr als die angebotene und den Grundsätzen der Verfassung angemessene Schadloshaltung einräumen sollte, Antheil nehmen würde.

Von diesem Beschlusse waren die Jakobiner und mit ihnen sehr viele Gutgesinnte nicht abzubringen; aber eben so fest hielten der Kaiser und der König von Preussen über ihre Uebereinkunft in Pillnitz. Es mußte also zum Bruche kommen, und da man beiderseits Kriegslustig war; so kam es bald zu nähern Erklärungen.

Die Ausgewanderten aus Frankreich hatten sich in einigen nahe gelegenen deutschen Staaten versammelt, und von dieser Seite mit einem

feind-

feindlichen Einfalle gedroht. Aus zu grosser Nachsicht und Gastfreundschaft, welche ihnen bei diesen kostspieligen Gästen sehr hoch zu stehen kam, gestatteten dieß jene deutschen Fürsten, und ertheilten ihnen ausser dem gewährten Aufenthalte auch noch freie Tafel und jede Unterstützung. Vergebens begehrte die gesetzgebende Versammlung, daß jene deutschen Fürsten keine Zusammenrottungen und Werbungen der französischen Ausgewanderten in ihrem Lande mehr dulden möchten. Es blieb bei der vorigen Schläfrigkeit. Dieser drohende Umstand beunruhigte noch mehr die Einwohner Frankreichs, da man die Zahl der Ausgewanderten zu 40,000 annahm, und machte auch die Gemässigtern in den allgemeinen Ruf der Jakobiner: „Krieg, Krieg!" einstimmen.

Mit jedem Tage wuchs die Gährung der Gemüther und das Verlangen nach Krieg in Frankreich. Einige Abgeordnete des Volkes begehrten in der gesetzgebenden Versammlung ausdrücklich Krieg. Und sollten sich alle Despoten der Erde, träumten sie, gegen Frankreich verschwören; desto besser sei es, so würde das ganze Menschengeschlecht auf einmal frei. Die Palläste würden gestürmt, und Strohhüten geschont werden.

den. Alle Nationen würden alsdann nur Eine ausmachen, welche sich ewigen Frieden zuschwören würde.

So träumten sie fort, und bedachten nicht, daß auf den Trümmern der Palläste neue, schrecklichere Palläste von den neuen Gewalthabern aufgethürmt werden könnten; sie bedachten nicht, daß es schöner und besser sei, zu erschaffen als zu zerstören, und in blinder Leidenschaft alles Bestehende auf einmal, ohne deutlich beabsichtigten Zweck, über den Haufen zu stürzen; sie bedachten endlich nicht, daß es noch Länder gebe, in welchen von deren Bewohnern sittliche Güte in ihren Herzen gepflegt und sorgsam bewahrt werde, und daß, diese zum Grundpfeiler, der Dispotism in Deutschland nicht so seine drückende Herrschaft behaupte, wie in Frankreich; daher auch die von den Jakobinern besoldeten Aufwiegler bei uns ihren Zweck nicht erreichen konnten.

Der Krieg gegen Oestreich ward also am 20sten April 1792 beschlossen. Die Ursachen hiezu wurden auf folgende Art angegeben.

„Der Hof zu Wien — hieß es — habe die Ausgewanderten, welche die gesetzgebende Versammlung als Hochverräther erklärt

hat, seinem Bündnisse mit Frankreich zuwider, in Schutz genommen; er habe die meisten Könige Europens zu einer Verbindung gegen die Freiheit des Frankenvolkes aufgerufen, und diese Verbindung bald darauf wirklich zu Stande gebracht; er habe, ungeachtet die Franken immer ihren Wunsch, den Frieden zu erhalten, äusserten, dennoch nichts als Kriegsrüstungen vorgekehrt; er habe den in Elsaß beschädigten deutschen Fürsten seinen Schutz versprochen; er habe durch seine mit den übrigen Königen Europens geschlossene Verbindung zum Bürgerkriege Anlaß gegeben; u. s. w."

Zugleich erklärte die gesetzgebende Versammlung allen Völkern Europens, daß Frankreich nothgedrungen die Waffen ergreife, daß es nie zur Eroberung fremder Länder, noch gegen die Freiheit irgend eines Volkes Krieg führen werde; daß es alle Bürger wie Freunde behandeln, und für das unvermeidliche Ungemach des Krieges, soviel möglich Ersatz leisten werde; u.s.w.

Auf jene Beschuldigungen Frankreichs antwortete Oestreich im Wesentlichen Folgendes:

„Die den Ausgewanderten gewährte Aufnahme und Gastfreundschaft, wenn dieß doch eine

ne Beleidigung wäre, fällt nicht dem Kaiser, sondern nur einigen deutschen Fürsten zur Last.“

„Die Uebereinkunft zu Pillnitz war nur die Folge der dem Könige Ludwig dem Sechszehnten zugefügten beispiellosen Mißhandlungen und dessen Gefangenschaft nach seiner Anhaltung zu Varennes gewesen. Sobald diese nur einigermassen ein Ende genommen hätten, dachte man auch nicht mehr, von einem äussersten Mittel Gebrauch zu machen.“

„Ausserdem aber wäre es zur Sicherheit aller Könige Europens nothwendig gewesen, einen Bund zu schliessen, daß nicht jene Gesetzlosigkeit und Volkswuth, die man auf alle Art ausgebreitet habe, weiter um sich greife, und daß alle, wenn Einer angegriffen werde, sich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung verbänden.“

„Nicht einmal die gerechten Forderungen der deutschen Fürsten habe der Kaiser, aus Liebe zum Frieden, sogleich ernsthaft in Anregung bringen wollen.“

„Was aber die Kriegsrüstungen betrift; so wurden solche nicht im Mindesten vorgekehrt, indem

dem das Heer in Belgien * nicht einmal um ein Regiment verstärkt wurde, in Breisgau ** aber nicht über 16,000 Mann standen. Erst alsdann dachte man hierin auf ernstliche Vorkehrungen, als man gewiß voraussehen konnte, und in Frankreich laut sagte, daß die gesetzgebende Versammlung und das französische Volk Krieg wolle."

„Der Krieg sei also ohne Veranlassung erklärt, und alle Volksherrscher seien aufgerufen, in Abtreibung der gemeinen Gefahr gemeine Sache mit Oestreich zu machen." —

Und nun eilte man schleunigst, die Feindseligkeiten zu eröffnen. Am 30sten April schon drang von einer Seite der französische General, Biron, vor. Aber er war nicht weit gekommen, und es standen die Oestreicher zu seinem Empfange in Schlachtordnung ihm entgegen. Biron machte Halt, und wollte sich zurück, und Verstärkung an sich ziehen; allein, ungewohnt des Krieges, hatte ein Reuterhaufen die Flucht ergriffen, und, da Biron ihm nacheilte, um ihn zum Stehen zu bewegen, fürchtete das Heer, ihr Anfüh-

* Oestreichische Niederlanden.

** Vorderöstreich in Schwaben.

führer habe sie verrathen. Der östreichische Befehlshaber hatte die Unordnung im feindlichen Heere bemerkt, und angegriffen. Einige Zeit vertheidigten sich die Franken muthig; aber in der Bestürzung schossen sie selbst aufeinander, und verbreiteten unter sich Unordnung und Schrecken. Die Franzosen flohen, und nur ihrem Anführer verdankte der grössere Theil derselben seine Rettung.

Eben so gieng es auf einer andern Seite. Gleich bei'm ersten Angriff kamen die Franzosen in Unordnung; sie schrieen: „Verrath, Verrath!“ — und flohen. In Ryssel * fanden sie sich wieder. Zuletzt kam ihr Anführer, der muthige Dilon. Sogleich rissen ihn die feigen Flüchtlinge aus seinem Wagen, und ermordeten ihn als einen Verräther. So nahe gränzet Feigheit und Grausamkeit aneinander!

Der französische Oberbefehlshaber, Rochambeau, durch die erlittenen Unfälle gekränkt, legte sogleich seine Stelle nieder. Statt seiner wurde Luckner ernannt.

Am

* Eine grosse schöne Stadt, auch Lille genannt, an der Gränze des östreichischen Flandern gelegen.

Am Oberrhein waren sie glücklicher gewesen, Schwaben gegenüber nahmen sie jenseits des Rheins, die Bergschlünde von Brundrutt * ohne Schwertschlag weg, nachdem sich die dort befindlichen wenigen Oestreicher auf das diesseitige Ufer des Rheins in's Breisgau zurückgezogen hatten.

Lafayette, der schon am 8ten Okt. 1791 seine Stelle als Kommandant der Pariser Bürgersoldaten verlassen, und sich auf seine Güter begeben hatte, den 24sten Dezember aber wieder als Oberbefehlshaber zur Armee abgereist war, — Lafayette blieb seinerseits ruhig in seinem Lager stehen, nachdem er Birons und Dillons Unglücksfälle erfahren hatte, und suchte durch häufige kleine Gefechte seine Soldaten nach und nach an die Gefahren des Krieges zu gewöhnen.

Diese Unfälle hatten aus den Köpfen der Pariser die glänzenden Bilder ihrer Einbildungskraft verscheucht, und geheime Furcht trat an die Stelle derselben. In den Gegenden der Vendee befürchtete man überdieß einen ausgebreiteten Aufruhr; die gesetzgebende

* Brundrutt ist die Residenzstadt des Bischofs von Basel, jenseits des Rheins gelegen.

de Versammlung beschloß daher am 26sten Mai die gänzliche Verbannung der eidscheuen Priester, wenn 20 Bürger gegen sie bezeugen würden, daß sie Aufruhr zu stiften, gewollt hätten, im Falle des Ungehorsams aber eine zehnjährige Gefängnißstrafe.

Weiters schlug als Schutzwehre sowohl gegen die innern, als gegen die äussern Feinde, der Kriegsminister, Servan, am 6sten Junius die Errichtung eines Lagers von 20,000 Mann bei Paris vor. Nach langem Streiten in der gesetzgebenden Versammlung wurde der Vorschlag genehmigt.

Aber Ludwig stimmte in beide Beschlüsse nicht ein. Er verabschiedete Servan und die Meisten übrigen Minister zum größten Unwillen der Jakobiner und des grössern Haufens. Hingegen äusserte Lafayette offen seine Freude hierüber, da er schon lange ein Feind der Jakobiner geworden war. In einem Briefe an die gesetzgebende Versammlung schrieb er: „Er beschwöre die Versammmlung, jene tollkühne Rotte, die das Volk in ihren Ketten festhalte, die verfassungsmässige Königsgewalt untergrabe, und unter der Maske der Freiheit alles in

ret=

rettungslose Zerrüttung wühle, nicht ferner Thrannei üben zu lassen."

„Nicht Rathschläge seien es, — riefen die Jakobiner in der Versammlung, — die ein Feldherr an der Spitze seines Heeres gebe, sondern Befehle. Lafayette's Schreiben decke den Abgrund einer schändlichen Verschwörung auf; denn an demselben Tage, da Dümouriez, den er hasse, vom Könige als Minister abgedankt worden sei, habe der General sein Schreiben, worin er darüber frohlocket, aus seinem Lager abgeschickt. Ein Soldat müsse Gesetze befolgen, nicht sie geben. Bei Lafayette's grossem Verbrechen sei man dem öffentlichen Wohl auch ein grosses und auf lange hinaus merkwürdiges Beispiel von Rache schuldig."

So dachte der grössere Theil der gesetzgebenden Versammlung, und mit ihm eine grosse Menge der Pariser. Noch aber fanden sich Vertheidiger für Lafayetten in grosser Anzahl, die ihn für dieses Mal vor Schaden sicherten.

In einer desto gefährlichern Lage befand sich der König. Er hatte den oben angeführten zwei

Beschlüssen der gesetzgebenden Versammlung vom 26sten Mai und 6sten Junius seine Genehmigung versagt, und dadurch den größten Theil der Pariser, die in jenen Beschlüssen ihre einzige Rettung zu finden von den Jakobinern beredet worden waren, gegen sich wüthend gemacht. Eine unermeßliche Anzahl derselben unterzeichneten daher eine sogenannte Bittschrift, worinn sie die königliche Genehmigung der beiden Beschlüsse forderten. Ueber 12,000 Einwohner der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau überbrachten am folgenden Tage (20sten Junius) dieselbe dem Könige. Bürgersoldaten, Grenadiers, andere Einwohner und Weiber im wilden Gewühle durcheinander, mit blossen Säbeln, Hacken, Schaufeln, Ofengabeln bewafnet und Kanonen hinter sich, zogen, mit den Jakobiner-Zeichen, einer rothen Mütze, auf dem Kopfe, nach dem Schlosse der Tuilerien hin. Eine noch grössere Menge ähnlichen Gelichters vereinigte sich mit ihnen, und, auf diese Art bittend, drangen sie ohne Widerstand in das Schloß hinein, und erfüllten alle Zimmer desselben. Sie drohten die Thüren der Zimmer des Königs aufzusprengen: der König befahl, sie zu öffnen, und verbot allen Widerstand. In wilder Unordnung umgab die Menge

den König, der von allen verlassen, (nach einiger Zeit an seiner Seite bloß der erste Bürgermeister Pethion,) dastand. Aller Köpfe waren bedeckt. „Hör! — rief Einer aus der bewaffneten Menge, und packte den König an der Brust, und schüttelte ihn, — es ist Zeit, daß du dich erklärst, ob du unser König oder König zu Koblenz * sein willst? Wenn du nach Koblenz willst, so schwören wir, dich an die Grängen zu begleiten, ohne daß dir ein Haar gekrümmt werden soll; aber du mußt dich entschliessen."

Das Ansehen hate es nun nicht, daß sie den König unmißhandelt nach Koblenz gebracht haben würden; denn der Weg dahin war sehr weit, und wir haben schon erfahren, wie viele Einfälle der Pöbel in wenigen Stunden haben kann. Dennoch faßte sich in diesem schrecklichen Augenblicke der König, und begehrte zu trinken. Man gab ihm eine Bouteille, aber kein Glas, und er trank auf's Wohl der Nation. Einer hatte ihm die rothe Jakobinermütze aufgesetzt. — Dieß war die widerliche Szene, welche sich hier darboth. Unter-

* Die Residenzstadt der Kurfürsten von Trier, jenseits des Rheins, zwischen diesem und der Mosel gelegen. Hier fanden die Ausgewanderten die größte Gastfreundschaft.

Unterdessen begehrte das verworene Rufen von tausend Stimmen die Ertheilung seiner Genehmigung. Aber nichts war im Stande, den König dazu zu bewegen. Endlich stellte Pethion, der bei dem Volke in Ansehen stand, der unruhigen Menge vor, daß sie durch ihr Betragen das Vorgeben der Ausgewanderten, „der König sei in Paris ein Gefangner, und habe keinen freien Willen,“ bestätigen würden, worauf sie sich nach und nach hinwegbegaben. Niemand hatte bei diesem Auflaufe sein Leben verlohren, und die Aufwiegler hatten also ihren Zweck, den Tod des Königs, nicht erreicht.

Bei weitem der größte Theil der Einwohner von Frankreich billigte die Vaterlandsliebe wie sie es nannten, der Pariser. Aber Lafayette tadelte dieses Ereigniß sehr heftig. Er stellte sich am 28sten Junius, troz alles Gegenstrebens der Jakobiner, vor den Schranken der gesetzgebenden Versammlung ein. Er schüttete offen sein volles Herz aus, und nannte ohne Scheu das Ereigniß am 20sten Junius einen Gräuel, das heißt, bei seinem wahren Namen. Er drang auf die Bestrafung der Urheber dieses Aufstandes und auf die Unterdrückung der Jakobiner, „welche sich ausschließlich aller

Gewalt anmassen, und auf nichts als Mord und Zerrüttung sinnen" — wie er sich ausdrückte.

Es blieb wie vorher. Der General ward zwar von der gesetzgebenden Versammlung am 8ten August von allem Verdachte einer Verrätherei frei gesprochen; aber als seine Vertheidiger den Saal verliessen, wurden sie mit Vorwürfen und Drohungen überhäuft, mißhandelt, und Einige sogar verwundet. Sogleich nach seiner letzten Abreise von Paris war sein Bildniß im Palais Royal verbrannt worden, und alle Mittel wurden versucht, um Lafayette'n bei'm Volke verhaßt zu machen.

Inzwischen war ein östreichisches und preussisches Heer unter der Anführung des als erfahrnen Feldherrn anerkannten Herzogs von Braunschweig gegen die Gränzen von Frankreich vorgerückt. Er hatte unter sich die auserlesensten Truppen und die berühmtesten Generäle. Ueber hundert=tausend Mann standen unter seinen Befehlen. An der Spitze dieser furchtbaren Macht erließ er seine noch fürchterlichere Erklärung an die Franzosen. „Wer sich unterwärfe, sollte Gnade erhalten; derjenige aber, der mit den Waffen in der Hand ergriffen würde,

de, sollte als ein Empörer gegen seinen König bestraft werden. Sollte der König und seine Familie im Geringsten mißhandelt werden; so würde an Paris eine exemplarische, ewig denkwürdige Rache geübt werden; indem er sie der Plünderung und gänzlichen Zerstörung überliesse, und die Empörer mit allen verdienten Martern strafen würde." —

Den verbündeten Oestreichern und Preussen gegenüber standen zur Vertheidigung Frankreichs 150,000 Mann Linientruppen und über 500,000 Mann Bürgersoldaten schlagfertig. Aber diese waren des Krieges und seiner Gefahren noch ganz unerfahren, und die Linientruppen durch mehrere friedliche Jahre derselben entwöhnt. Hingegen waren ihre Gegner mit dem Kriege vertraut, und an ihrer Spitze standen die versuchtesten Generäle. Welchen Ausgang dieser Krieg haben würde, darauf schien sein Anfang zur Genüge hinzuweisen.

General Luckner hatte zwar die Städte Menin, Ypern und Courtrai * eingenommen,

* Drei Städte im östreichischen Flandern, wovon die letzten zwei groß nnd schön sind; Menin aber klein, jedoch ehmals sehr stark befestigt.

men, und versprach hiedurch einen glücklichen Feldzug; aber schon am 30sten Junius mußte er sie alle drei wieder räumen, und die Zwistigkeiten der Generäle, welche sich in Hinsicht des Kriegsplanes nicht vereinigen konnten, äusserte im Verfolg der Zeit den nachtheiligsten Einfluß. Der Herzog von Braunschweig hingegen war die Seele seines Kriegsheers. Er entwarf einen einzigen Plan, zu dessen Ausführung er schnell schritt. Zufolge desselben gieng er geradewegs auf Paris los, ohne sich lange bei den zwischen inne liegenden Festungen aufhalten zu lassen. War Paris in seiner Gewalt; so war auch die Revolution in Frankreich größtentheils unterdrückt. Wollte er sich lange vor die Festungen lagern; so schmolz allmählig sein kampflustiges Heer zusammen, und der in Waffen ungeübte zahlreiche Feind lernte den Krieg kennen, und den Gefahren desselben muthig entgegen gehen. Dieß Letztere war auch der Zweck Lafayette's gewesen, indem er bloß einen Vertheidigungskrieg vorgeschlagen hatte.

Sobald man in Paris auch den Anmarsch der Preussen, von welchen man keinen feindlichen Angriff vermuthet hatte, erfuhr, kamen alle Gemüther in Gährung. Für die Jakobi-

ner

ner war dieß ein günstiger Zeitpunkt, sich emporzubringen, und ihre Feinde ganz zu unterjochen. Sogleich ward durch die gesetzgebende Versammlung bekannt gemacht: „das Vaterland sei in Gefahr, es dürfe also an Vertheidigern nicht fehlen.“ — In Verbindung damit wurden unzählige Gerüchte von Verrätherei und Verschwörung gesetzt. Der König und Lafayette waren die Personen, denen der geheime Angriff der Jakobiner, in deren Hintergrunde Orleans stand, galt, und, obwohl Lafayette von der gesetzgebenden Versammlung am 8ten August von aller Anklage frei gesprochen worden war; so gelang dieser verabscheuungswürdigen Rotte dennoch ihr Unternehmen ganz nach ihren Wünschen.

Die Jakobiner hatten es unter dem Vorwande, es müsse am 14ten Julius das Bundesfest gefeiert werden, zu bewerkstelligen gewußt, daß aus ganz Frankreich eine Menge Menschen, bewaffnet und von der Parthei der Jakobiner, sich in Paris einfanden. Von da sollten sie sich zu einer Armee bilden, welche in Soissons * stehen sollte. Unter diesen bewaffneten

* Eine grosse Handelsstadt in Frankreich, ungefähr eine starke Tagreise gegen die Niederlanden hin von Paris entfernt.

neten Horden zeichneten sich vorzüglich die von Marseille und von Brest aus, welche einstimmig und laut des Königs Absetzung und die Bestrafung Lafayette's forderten. Schon am 26sten Julius äusserten sich Merkmale einer traurigen Begebenheit, die sich bald ereignen würde. Man bezeichnete, zur Erbitterung des Volkes, den Garten der Tuilerien, der seit dem 20sten Junius verschlossen blieb, und bewacht wurde, als das östreichische Gebiet, das jedem Franzosen feindlich sei. Sogar als der Eintritt wieder ganz frei war, zog man eine seidene Schnur, woran Zettelchen gehängt waren, daß das Volk nicht in das feindliche Gebiet hinüberschreiten sollte.

In der Nacht vom 9ten und 10ten August wurde endlich der entworfene Plan ausgeführt. Von der Mitte der Nacht an wurde bis zum anbrechenden Tage getrommelt und die Sturmglocken wurden geläutet; überall schrie man, daß der König abgesetzt werden müsse. Bei Tagesanbruch füllten sich die Tuilerien und die daran stossenden Plätze und Strassen mit Bewaffneten und Kanonen; die Marseillaner vereinigten sich mit den Bewohnern der Vorstädte, und rückten gegen das Schloß, um es zu bestür-

stürmen. Von der Wuth des Pöbels und seiner Leiter schon öfter und besonders am 20sten Junius belehrt, ließ der König seine Schweizerwache zu seiner Vertheidigung in das Schloß kommen.

Oefters benachrichtigte der König die gesetzgebende Versammlung von der Lage, in welcher er sich befände. Immer erhielt er keine Antwort hierauf. Endlich kam Röderer, welcher dem Könige den Rath gab, sich in die gesetzgebende Versammlung zu begeben. Dieß geschah. Aber man vergaß, die Schweitzer zu beordern, daß sie sich zurückziehen sollten. Als daher die Marseillaner zu stürmen beginnen wollten, gaben die Schweitzer Feuer auf sie. Sogleich ward das Gefecht allgemein, und alle Schweitzer und Alles, was königlich aussah, ward ohne Gnade getödtet. Es ist entsetzlich, welche Grausamkeiten die Wuth des Volkes verübte. Das ganze Schloß war voll Getödteter und Halbtodter, und stromweise floß das Blut in den königlichen Gemächern. Es war kein Winkel, der nicht durchsucht, und wo nicht getödtet wurde. Und nicht genug, daß die Schweitzerwache, die ihr Leben theuer verkaufte, beinahe vertilgt wurde, auch in den Straßen ermordete man Alles, was in der Kleidung einem Schweitzer ähnlich sah.

Wäh-

Während dieser blutigen Vorfälle blieb die gesetzgebende Versammlung auf ihrem Posten, und schwur, auf demselben zu sterben. Den gemässigter denkenden Gliedern derselben mochte wohl Ernst sein; aber den Miturhebern dieser Gräuel nicht, da sie sich ohnedieß sehr sicher wußten.

Den König mit seiner Familie in ihrem Versammlungssaale, beschloß sie vorläufig die Entsetzung Ludwigs von seiner Königswürde und die Einziehung seiner durch die neue Verfassung ihm ertheilten Einkünfte. Zugleich ward die Zusammenberufung einer Nationalversammlung auf den 20sten September beschlossen, und neue Minister gewählt.

V.

Vom 11ten August 1792 bis zum 22sten Jäner 1793.

Es gehört eine grosse Rohheit und Gefühllosigkeit dazu, sich zur Ermordung Eines seiner Mitmenschen verstehen zu können; aber bei weitem ist dieß noch nicht die höchste Stuffe des Verderbnisses, welche der Pöbel in Paris und in ganz Frankreich, und seine Anführer, erreicht hatten; — lauter Früchte eines luxuriösen und zügellosen Lebens in Friedenszeiten! —

Die Unruhen dauerten in Paris noch einige Tage fort; die Bildsäulen der Könige, worunter sich die schönsten Kunststücke befanden, wurden umgestürzt, und ruinirt, und der König selbst und seine Familie in den Tempel * einge-

* Ein sehr grosses Gebäude in Paris, das den Tempelherren (eine Art Ritterorden wie der Maltheserorden,) ehedem zugehört hatte.

gesperrt, und strenge bewacht. Mehrere Minister, eidscheue Priester und andere Personen wurden bald nachher arretirt. In dem Berichte, den über die Verhaftung der eidscheuen Priester Tallien am 31sten August der gesetzgebenden Versammlung abstattete, sind die Worte: „sie sind in einem besondern Hause eingesperrt, und in wenigen Tagen wird der Boden der Freiheit von ihrer Gegenwart gereinigt sein" — wegen einer bald darauf erfolgten Begebenheit bemerkenswerth.

In das ganze Königreich herum wurden Abgeordnete gesendet, um die Stimmung der Einwohner über diesen Vorfall zu erfahren. Das Nemliche beobachtete man auch in Hinsicht der Armeen. Zugleich ward beschlossen, daß man Lafayette'n todt oder lebendig nach Paris liefern solle. Beinahe überall in Frankreich äusserten die Einwohner ihr Entzücken über die Ereignisse am 10ten August. Dasselbe war bei den Armeen der Fall, und nur Lafayette ließ die Abgeordneten, als sie ankamen, arretiren. Zugleich ließ er seine Armee in Schlachtordnung ausrücken, und schilderte ihr alle schrecklichen Szenen des 10ten Augusts. Er fragte sie: „ob eine tapfere Armee diesen ihrem verfassungsmässigen

Könige angethanenen Schimpf, ohne Rache an den Urhebern zu nehmen, dulden könne, und ob sie nicht vielmehr ihm und dem Vaterlande, als der unerfahrnen gesetzgebenden Versammlung, folgen müsse? — Welche ihn und das Vaterland nicht verlassen wollten, sollten schwören".

Zwei Bataillone schwuren, aber der Obrist des Dritten weigerte sich, und die ganze Armee folgte diesem nach, und sogar jene zwei Bataillone nahmen ihren Eid wieder zurück. Von seiner Armee verlassen mußte sich nun Lafayette durch die Flucht retten. Mehrere Offiziere seines Generalstabs begleiteten ihn. Mit Umgehung des östreichischen Gebiets wollten sie sich nach Holland und von da nach Amerika begeben. Allein im Lüttichischen * wurden sie angehalten und Lafayette auf mehrere Jahre in die Gefangenschaft von einem Orte in das Andre herumgeschleppt; bis er endlich seine Freiheit erhielt, und in sein Vaterland wieder aufgenommen wurde. Sein Nachfolger als Feldherr war sein Feind, Dümouriez.

Die

* Lüttich ist ein deutsches Bißthum jenseits des Rheins, und beinahe ringsherum von den östreichischen Niederlanden umgeben.

Die Verhaftungen in Paris dauerten immer noch fort; der geheime Ausschuß der Jakobiner leitete sie. Es wurden Haussuchungen nach versteckten Waffen veranstaltet, weil nicht genug Waffen für die freiwillig sich anbietenden Vertheidiger des Vaterlandes vorhanden waren, und man zog bei dieser Gelegenheit alle diejenigen ein, welche Robespierre'n Marat, Collot d'Herbois und ihren Genossen verdächtig und verhaßt waren. Die gesetzgebende Versammlung hatte jezt aufgehört, ihre Gewalt ungehindert ausüben zu können; die Jakobiner hatten sich der Oberherrschaft nun ganz allein bemächtiget, und die Gemässigterdenkenden mußten geschehen lassen, was geschah.

Die Nachricht, daß die Feinde Verdün * schon belagerten, kam nach Paris. Den 2ten Sept. um elf Uhr kündigte Manuel vor'm Rathhause den Einwohnern an, daß diese Festung in Gefahr sei, und nicht länger als höchstens acht Tage sich halten könne. Es wurden alle Sturmglocken geläutet, und die Bürger eingeladen, sich auf dem Marsfelde zu versammeln, und dem Feinde entgegenzurücken.

---

* Eine schöne Stadt, tiefer in Frankreich als Metz, aber ebenfalls im Herzogthum Lothringen gelegen, deren Bischoff unter dem Erzbischoff zu Trier stand.

Eine nicht grosse Anzahl verworfener und, wie man sehr wahrscheinlich annehmen darf, bestochener Menschen in Paris benützten diesen Zeitpunkt, und predigten, unter dem Vorwande, der Rechtsgang in Hinsicht der Staatsgefangenen gehe zu langsam, oder werde absichtlich verzögert; die Gefahr des Vaterlandes steige immer höher, und die Ihrigen in Paris könnten von den Verhafteten, welche durch ihre Verschwornen frei gelassen würden, ermordet werden; das Volk müsse selbst Recht über diese Gefangenen sprechen, und, um die Gefahren für die errungene Freiheit zu mindern, die Verhafteten nicht länger am Leben lassen. Man schrie über Verrätherei, Marat in seinem gedruckten Blatte, das er herausgab, hatte die Meinung des grössern Theils des leichtgläubigen Volkes schon vorher geleitet; Alles kam hiedurch in Gährung und Furcht; jene Anzahl Bösewichter, mit denen, die sie aufgewiegelt hatten, brachen zuerst in die Karmeliterkirche, worin über dritthalbhundert eidscheue Priester gefangen sassen, Alle wurden ermordet; das Blut floß in Bächen zu allen Thüren der Kirche heraus. Von hier gieng der Zug nach dem Gefängnisse der Abtei, wo sich über 900 Gefangene befanden. Man wußte, daß sich nicht lauter Staatsgefangene hier befänden, und die-

se suchte man bloß allein. Die Mörder stellten also ein Verhör an. Alle jene, welche wegen Schulden saßen, wurden frei gegeben; nur die Staatsgefangenen traf ihr Gericht. Der Reihe nach wurden sie Alle unter dem Freudenrufe: „Es lebe die Nation!“ niedergehauen. Ein Gleiches geschah in den übrigen Gefängnissen der Stadt: nichts, was königlich gesinnt war, wurde verschont. Auch in Versailles und in mehreren andern Städten Frankreichs folgte man diesem empörenden Beispiele. —

Wer sich noch berufen fühlt, in seinem Vaterlande Revolution zu predigen, und dessen verirrtes Herz nicht ganz alle menschlichen Gefühle verläugnet, der stelle sich lebhaft diese Szene vor, und dann gehe er hin, und predige Revolution! —

Das vereinigte Heer der Oestreicher und Preussen war in Frankreich eingedrungen, und unaufhaltsam drohte es in kurzer Zeit Paris selbst zu erobern und für den Aufruhr zu züchtigen. Die Festungen Longwy und Verdün, die letzte auf dem Wege nach Paris, waren erobert, und die preussischen Husaren und östreichischen Uhlanen streiften schon bis

auf

auf ein paar Tagreisen gegen Paris hin. Alles schien verlohren zu sein, nur die gesetzgebende Versammlung ließ den Muth nicht sinken. Von ihr aus verbreitete sich der Eifer, den hartnäckigsten Widerstand zu leisten, durch ganz Paris; mit unglaublicher Thätigkeit arbeitete man an Vertheidigungsanstalten; bei der Stadt, die nun einem Waffenplatze glich, ward ein verschanztes Lager aufgeworfen; die ganze Gegend umher, bis gegen den Feind hin, sollte mit Verhauen und Bollwerken unzugänglich gemacht werden. Nicht Alter, oder Geschlecht, oder Glücksstand entschuldigte von diesen Arbeiten; wer Waffen tragen konnte, nahm Theil an der öffentlichen Gefahr, und von allen Seiten strömte die Jugend des unermeßlichen Königreichs nach Paris hin.

In diesem Gefühle seiner Macht war es, als Frankreich auch noch dem Könige von Sardinien den Krieg erklärte. Es schien das Werk einer ohnmächtigen Tollkühnheit zu sein; aber bald änderte sich hierin die veränderliche Meinung. Was vielleicht nicht die Macht der Franzosen gekonnt hätte, vollendete der Mangel an Lebensmitteln und eine ungünstige Witterung.

Das vereinigte Heer wollte weiter in's Champagne vordringen. Das Innere dieser

Land=

Landschaft dehnt sich in eine weite, sehr fruchtbare Ebene aus. Hier stand Dümouriez in einem verschanzten, sehr vortheilhaften Lager bei St. Menehould. Den Eingang in diese fruchtbare Gegend machen steile Gebürge und enge Pässe und Wälder unwegsam, und, an sich unfruchtbar, erschweren sie die Zufuhr der Lebensmittel ausserordentlich. Hier stand das vereinigte Heer der Deutschen. Der Herzog von Braunschweig mußte schnell vordringen, wenn er nicht wollte, durch Hungersnoth gezwungen, da das Wenige dieser Gegend schon durch die Franzosen aufgezehrt worden war, zum Befehl des Rückzugs sich verstehen müssen. Es war seinen Truppen gelungen, einen Theil der engen Pässe von den Franzosen zu säubern, und Dümouriez konnte, aller Anstrengungen ungeachtet, dieselben nicht wieder erobern. Der östreichische General Clairfait drohte die übrigen engen Pässe zu umgehen, und in die Ebene vorzurücken. Dümouriez wich nicht aus seinem Lager; aber er griff auch nicht an. Endlich erhielt er von zwei Seiten her Verstärkung. Die zwei französischen Generäle Beournonville und Kellermann brachten seine Armee auf 70,000 Mann. Die Deutschen griffen an; aber vermochten nicht während

eines

eines 14stündigen Kampfes die Franzosen zum Weichen zu bringen. Der Verlust war beiderseits sehr groß, aber die Schlacht blieb unentschieden.

Der Hunger und die Krankheiten, welche durch die unleidentliche Hitze im August und das beständige Regenwetter im September im Heere der Deutschen entstanden waren, hatten den Herzog von Braunschweig zu dieser Schlacht gezwungen, um sich die fruchtbaren Ebenen von Champagne zu öffnen. Er erlangte seinen Zweck dadurch nicht, und das einzige Mittel zur Rettung seines Heeres war nur noch der Rückzug. Am 29sten September trat er denselben an. Die Franzosen, in mehrere Heerhaufen vertheilt, folgten ihm auf dem Fusse nach, und nahmen Verdün und Longwy wieder ohne Schwertstreich weg. Schon am 23sten Oktober war kein Feind mehr auf französischem Boden, und das vereinigte Heer war von 80,000 Mann, durch Krankheiten und Hunger aufgerieben, auf 40,000 herabgeschmolzen.

Noch ehevor der Herzog von Braunschweig sich zurückziehen mußte, war eine gütliche Ausgleichung nahe. Er hatte sich gegen ei-

nen Abgesandten von Dümouriez geäussert, den Preussen sei es nicht darum zu thun, daß sie den Franzosen Gesetze vorschreiben könnten, sondern nur die Person des Königs wollten sie geehrt, gesichert wissen. Aber nicht so war es im Plane der Jakobiner. Der Stolz hatte sich der Gemüther bemächtigt. Die zusammenberufene Nationalversammlung erklärte sogleich in ihrer ersten Sitzung am 21sten Sept. „daß die Königswürde auf ewig abgeschaft, und Frankreich eine Republik sei;" — welche Erklärung freilich jede friedliche Unterhandlung aufhob.

Der Krieg dauerte also fort. Indessen Dümouriez die Deutschen gegen die östreichischen Niederlande hin verfolgte, waren die Franzosen gegen Italien und Deutschland hin nicht unglücklicher. Am 23sten Sept. zog der französische General Montesquiou in Chambery, der Hauptstadt des Herzogthums Savoien, ein, und am 28sten darauf eroberte General Anselm die Grafschaft Nizza. Auch der französische General Cüstine, Kommandant der Festung Landau, an der Rheinischen Pfalz, wollte nicht unthätig sein. Mit einem in Eile zusammengeraften Gesindel

überrumpelte er unversehens Speier und Worms, und selbst Mainz * eroberte er am 21sten Oktober.

Auf einmal hatte sich also das Kriegsglück geändert. Der so verachtete Feind war nun furchtbar geworden; von dem einen Aeussersten gieng man zum Andern über.

Durch den glücklichen Fortgang noch mehr für seine Sache angefeuert, hielt der französische Bürgersoldat nichts mehr für unüberwindlich; er glaubte, wenn er nur wolle, so müsse es gehen. Glücklicher Glaube! Er verspricht dem unternehmenden, einsichtsvollen Feldherrn die gewisse Vollführung seines Planes.

Eine Frucht dieses Glaubens war Dümouriez's Sieg bei Jenappe am 6ten November. Bei diesem Flecken erwarteten 18,000 Mann Oestreicher in einem verschanzten Lager den Feind. Sie waren auf einem mit Waldung bewachsenen Berge gelagert, wohinauf sich drei Stock-

* Drei grosse deutsche Städte, deren erstere zwei Hauptstädte der Bißthümer gleiches Namens sind, letztere aber die Residenzstadt des Kurfürsten und Erzbischoffs von Mainz. Alle jenseits des Rheins gelegen.

Stockwerke von Verschanzungen, alle reichlich mit Kanonen besetzt, erhoben. Von 7 Uhr Morgens bis 10 Uhr ward beiderseits heftig kanonirt. Die Franzosen ungeduldig hierüber, begehrten zu stürmen. Lange gewährte ihnen Dümouriez ihre Bitte nicht; endlich gab er nach. Im Kurzen war das erste Stockwerk der Verschanzungen erstiegen. Aber jetzt verdoppelte sich die Gefahr. Die östreichische Kavallerie drang in die Ebene vor, und brachte die französische Reiterei in Unordnung; schon wich der rechte Flügel der Franzosen. Allein Beournonville und ein Sohn des Herzogs von Orleans sammelten die Flüchtlinge wieder, und führten sie neuerdings gegen den Feind. Durch die beständige Gegenwart ihres Feldherrn immer wieder angefeuert erstürmten die Franzosen die Verschanzungen, und nun war die Schlacht gewonnen. Mons, * der Schlüssel zu den östreichischen Niederlanden, war die erste Frucht dieses Sieges.

Dümouriez benützte seinen Sieg. Er zog den Oestreichern auf dem Fusse nach, welche sich überall zu halten versuchten, aber überall verdrängt wurden. Nach einem sechsstündigen

Tref=

---

* Hauptstadt der Grafschaft Henegau und befestigt.

Treffen bei Anderlech, ein kleiner Ort in den Niederlanden eine Meile von Brüssel, worin er wieder die Oberhand behauptete, zog er in Brüssel selbst (am 14ten November) ein, und in wenigen Tagen hatte er die östreichischen Niederlande ganz in seiner Gewalt.

Ihm zur Seite zog ein französischer Heerhaufe unter den Generälen Bourdonnay und Miranda eben so siegreich gegen die Grafschaft Flandern * hin. Sie eroberten in kurzer Zeit, da man bei dem Vorrücken der Deutschen nichts weniger als einen feindlichen Einfall vermuthet, und sich daher auf keine Vertheidigung gefaßt gemacht hatte, die Städte Tournay, Gent, Brügge, Antwerpen und sogar Ostende. Bis zum 29sten November waren sie mit ganz österreichisch-Flandern fertig.

Eben so schnell drangen die Franzosen unter dem Generale Valence auf der rechten Seite Dümouriez's gegen das Luxemburzische ** vor. Er wollte zuerst Namur, welches

* Oestreich damals gehörig.

** Luxemburg war ein Herzogthum, wovon der größte Theil zu Anfange des französischen Krieges Oestreich gehörte, und mit unter den Niederlanden begriffen war.

ches eine feste Citadelle hat, erobern. Der östreichische General Boileau warf sich dem herandringenden Feinde entgegen; allein er mußte zurückweichen und am 21sten Nov. die Stadt Namur, und am 3ten Decemb. auch die Citadelle dem Feinde überlassen. Alles mußte sich ergeben; Luxemburg, diese natürliche Festung, allein trozte noch dem feindlichen Uebermuthe.

Am 24sten Oktober hatte der neue Vollziehungsrath, welcher also die Stelle des Königs einnahm, beschlossen, „daß, ungeachtet des herannahenden Winters die Soldaten der Republik nicht eher die Waffen niederlegen, oder die Winterquartiere beziehen sollten, als nachdem die Feinde über den Rhein zurückgedrängt sein wurden.“ — Daher wurde also auch in den Wintermonathen der Krieg noch fortgesetzt. Aber, ausser den bisher angeführten glücklichen Fortschritten zu Ende Novembers und Anfang Dezembers, und ausser daß Dümouriez am 27sten November Lüttich, das, durch seinen Bischoff übel behandelt, mit Freuden die Franzosen aufnahm, und am 8ten Dezember die uralte deutsche Reichsstadt, Achen, eroberte, konnten die Franzosen nichts weiter ausrichten, und Beournonville, welcher das den Franzosen, der

dort

dort sich aufhaltenden Aristokraten wegen, so verhaßt gewordene Koblenz wegnehmen wollte, mußte, nachdem er mit seinen 30,000 Mann, troz des heftigen Winters und der ausserordentlich verschanzten waldichten Berghöhen, hinter welchen sich der östreichische General, Fürst von Hohenlohe, mit 18,000 Mann gelagert hatte, wiederholt und mit ausserordentlichem Muthe angegriffen hatte, aber immer wieder zurückgeschlagen worden war, bis an die Gränzen Frankreichs sich zurückziehen, ohne seinen Zweck erreichen zu können.

Das ausserordentliche Kriegsglück machte die Nationalversammlung stolz, und erregte die schwindelnde Hoffnung, die ganze Erde von dem Despotism befreien zu können. Sie wollten andern auswärtigen Völkern erringen, was sie selbst noch nicht genossen; denn bald wird der Despotism sichtlicher werden, durch welchen ganz Frankreich auf einige Jahre unterjocht worden ist.

Am 19ten November erklärte sie jenem Vorhaben zufolge: „daß die französische Nation allen Völkern, die frei würden sein wollen, Brüderschaft und Unterstützung gewähren wird.“ — Sie wollte dadurch in allen europäischen Reichen

Auf-

Aufruhr verbreiten, welches ihr jedoch nur dort gelang, wo der Druck der Regierung und die Verderbniß der Sitten auf einen so hohen oder noch höhern Grad gestiegen waren, als es in Frankreich der Fall gewesen war. In unserm deutschen Vaterlande hatte die Empörung keinen Fortgang gefunden, und jene Erklärung der Nationalversammlung brachte bloß die Folge hervor, daß neue Feinde gegen die junge Republik in den übrigen Monarchen, welche bisher an den Feindseligkeiten gegen Frankreich keinen Antheil genommen hatten, aufstanden.

Aber das Herzogthum Savoyen und das Volk von Brundrutt * begehrten, frei zu sein, und Jenes wollte entweder mit Frankreich vereinigt, oder zu einer eigenen kleinen Republik unter französischem Schutze erhoben werden. Ersteres geschah auch, und am 27sten November ward es zu Frankreich, als das 84ste Departement unter dem Namen, Mont-Blanc, geschlagen: welche Maaßregel auch in Hinsicht der übrigen Eroberungen zu befolgen, die Gewalthaber Frankreichs heimlich im Schilde führten.

Bis-

* Dem Bischoff von Basel gehörig, und jenseits des Rheins.

Bisher genossen in der Nationalversammlung die Girondisten, von den Abgeordneten des Departement Gironde so genannt, welche an der Spitze dieser Parthei standen, die Oberhand über die Jakobiner; dagegen hatten die Letzteren eine grössere Gewalt in Paris, als Jene, indem sich der Pöbel und seine Genossen ungleich lieber zu Gewaltthätigkeiten und blutigen Auftritten verstehen, als der rechtliche Bürger. Die Girondisten waren im Ganzen genommen der verständigste und rechtschaffenste Theil der Nation, und eigentlich die wahren Republikaner in Frankreich, obschon Mancher von ihnen mehr ehrgeitzig war, als es hätte sein sollen. Es ist nicht immer richtig, daß der Bessere allzeit den größten Einfluß auf seine Mitmenschen hat, da er sich gewiß nie erlauben wird, den Leidenschaften des grössern Haufens zu schmeicheln, und seine Gunst dadurch zu gewinnen. Bei einem zügellosen Pöbel wird aber diese Unterlassungssünde zu einem grossen Verbrechen, und sobald eine Schwäche oder ein Fehltritt an einem solchen Besseren sich auffinden läßt, ist er selbst ein Opfer ihrer Schmähsucht oder, in ernsteren Auftritten, wie damals in Frankreich, ihrer Verfolgung.

Die

Die Jakobiner wußten die Mängel der Girondisten hervorzuheben, und sie mit gehässigen Farben dem Volke darzustellen. Ihre Schmeicheleien, wovon Marat und Robespierre besonders gegen das Volk überflossen, gewannen ihnen Eingang, und bald mußten die Girondisten vor Jenen sich fürchten. Dieß mochte bei Vielen der Grund sein, weshalb sie am Ende strenger gegen Ludwig verfuhren, als sie es ausserdem gethan haben würden, obschon Einige nach Ueberzeugung handeln mochten.

Am 20sten November wurden im Schlosse der Tuilerien Papiere entdeckt, welche in einem eisernen Schranke in der Mauer verborgen waren. Auf diese Papiere wurde nun grossentheils die Anklage gegen den König gegründet. In dieser Anklage waren unter vielen Punkten vorzüglich diese enthalten.

„Ausserdem daß er zu Anfang der Revolution durch seine Linientruppen Paris aushungern und sein Volk mit Gewalt habe unter seinen Despotism zwingen wollen, vertheilte er, ungeachtet seines am 14ten Julius 1791 geleisteten Eides, Millionen, um eine Gegenrevolution zu bewürken. Er flüchtete sich, um gegen

sein Volk mit den Feinden desselben gemeinschaftliche Sache zu machen, und nachdem er eingeholt worden war, suchte er noch immer eine Verschwörung entstehen zu machen. Er verschwieg auch den Vertrag zwischen Oestreich und Preussen zu Pillnitz, als ihn die ganze Welt schon wußte; und ausser seiner Begünstigung aller Verschwörungen und Unordnungen im Reiche, suchte er immer von aussen Freunde und Unterstützung zu erwerben, während er es im Innern an allen Vertheidigungsanstalten fehlen ließ. Er sei der Urheber des am 10ten August vergossenen Blutes der Franzosen gewesen."

Dieß waren die hauptsächlichsten Anklagspunkte gegen den König. Am 11ten Dezemb. ward Ludwig zum Erstenmale vor die Nationalversammlung geführt. Er, für seine Person, wußte sich nicht so schuldig, er war nur verführt worden und zu nachgiebig gegen fremde Vorstellungen gewesen; mit Fassung und Würde erschien er daher. Nachdem ihm der Präsident der Nationalversammlung die Ursache seiner Vorführung mitgetheilt hatte, wurde ihm erlaubt, sich zu setzen; er that es. Alle Fragen, die man an ihn stellte, beantwortete er bestimmt, in Kürze und mit einem ehrfurchter-

we-

weckenden Ernste. Er blieb sich durchgehends gleich, wenn auch zuweilen der Präsident mit einem: „lauter! man versteht euch nicht, Ludwig!“ — ihn ausser Fassung hätte bringen können. Sogar das ehdem ausgetheilte Almosen wollte man als Bestechung ihm aufbürden. Zuletzt bat er um Rechtsbeistånder, welche man ihm auch, ungeachter Robespierre und Marat mit den Verworfensten ihrer Rotte dagegen stimmten, da sie ihn lieber sogleich håtten umkommen sehen, gestattete.

Deseze, damals der berühmteste Rechtsgelehrte Frankreichs, hatte die Vertheidigung Ludwigs übernommen. Er beantwortete alle Anklagepunkte ausführlich und mit sehr vieler Geschicklichkeit. Im Kurzen war seine Vertheigung folgende:

„Was vor der Annahme der neuen Verfassung geschehen war, kann hier in keine Rechnung mehr kommen, da durch diese Annahme aller Zwist zwischen ihm und der Nation ausgeglichen worden war, und alles Vergangene vergessen wurde, obschon er auch in Hinsicht jener Thatsachen sich nicht schuldig wisse. Diejenigen Thatsachen, weshalb die Minister durch die neue Verfassung

ver=

verantwortlich gemacht worden sind, liefern gegen ihn keinen Grund zu einer Anklage. Was aber seine Person betrift; so handelte er ganz verfassungsmässig. Was Andere gethan haben, dafür könne er nicht verantwortlich sein. Von den blutigen Auftritten vom 10ten August 1792 könne er um so weniger der Urheber sein, da er die Nationalversammlung schon vor ihrem Ausbruche davon benachrichtigt, und sie um Hülfe angesucht hatte, und da schon lange vorher dieselben vorbereitet worden waren, und man in diesem Saale der Nationalversammlung selbst den Ruhm des 10ten Augusts sich streitig machte. Und wenn er wirklich schuldig wäre; so könnte er doch nicht gestraft werden, da er durch die neue Verfassung aller Verantwortlichkeit entbunden sei." —

Dieß war ungefähr das Wesentlichste der von Deseze abgefaßten Vertheidigungsrede Ludwigs des Sechszehnten. Am 26sten Dezember ward dieselbe von Deseze in der Nationalversammlung abgelesen. Aber was Deseze sogleich im Eingange seiner Schutzrede geäussert hatte, „daß er nur Ankläger, nicht Richter hier sehe, und daß man seine Stimme nicht erst gebe, sondern bereits schon vor der Ver-

ant-

antwortung gegeben habe," — war grossentheils sehr wahr, und nur zu wahr gesprochen. Von den Jakobinern war der Tod des Königs schon seit lange beschlossen, und durch ihr Bemühen begehrten schon am 3ten Dezemb. die Abgeordneten des größten Theiles von Paris von der Nationalversammluug ohne weitern Aufschub das Todesurtheil gegen den König.

Indem man schleunigst den Prozeß Ludwigs entscheiden wollte, mußte man vorher die Frage beantworten: ob der König gerichtet werden, und ob ihn die Nationalversammlung richten könne?

Die erste Frage ward beinahe einstimmig mit Ja! beantwortet. Aber gegen die Bejahung der zweiten erhoben sich mehrere und sehr rechtschaffene Mitglieder der Versammlung, worunter Condorcet und Rabaut sich auszeichneten. „Erstens, — sagte Jener, — erscheint die Nationalversammlung, wenn sie Ludwigen richten will, zugleich als Gesetzgeber, Ankläger und Richter, was ganz rechtswidrig ist. Und als dann bleibt es ein heiliger Grundsatz, daß der Richter über allen Verdacht der Partheilichkeit erhaben sein müsse. Die ganze Nation muß die Richter ernennen."

Allein die Mehrheit stimmte dafür, daß die Nationalversammlung über Ludwig richten solle.

Eine weitere Frage ergab sich nun: „ob, wenn Ludwig strafbar befunden werden würde, diese Strafe ohne weiters an ihm vollstreckt, oder ob der darüber gefaßte Beschluß vor der Vollziehung der Strafe dem Volke noch zur Genehmigung vorgelegt werden müsse?“

Auch für die Genehmigung des Volkes verwandten sich die ersten Männer der Versammlung, nämlich, Brissot, Vergniaud, Rabaut, und Andere, aber vergebens: immer siegten Robespierre, Marat und ihre Rotten. Und obschon dieser Sieg den Letztern bei dem Volke ein übles Spiel hätte machen können, indem sie ihm seinen letzten Ausspruch über das Schicksal Ludwigs entziehen wollten, so wußten sie es doch durch die ihren Reden eingewebten Schmeicheleien zu bewürken, daß sie an der Gunst des Volkes nichts verlohren, sondern vielmehr noch gewannen.

Endlich nahte der Tag, (der 17te Jäner 1793,) an welchem das Endurtheil über Ludwig den Sechszehnten gefällt werden sollte.

Das

Daß Ludwig schuldig sei, ward ohne Einschränkung bejaht. Aber die Festsetzung der Strafe, welche seinem Vergehen angemessen war, bedurfte eine viel längere Zeit. Von 7 Uhr Abends des 16ten Jäners bis 6 Uhr Abends des 17ten dauerte die Abstimmung fort. Sehr viele hatten für Ludwigs Leben, aber auf Gefangenschaft bis zum Frieden und alsdann auf Verbannung desselben, gestimmt; mit Wärme sprachen sie für ihre Meinung: jedoch die Mehrheit war dagegen. Von 721 Stimmenden hatten 366 für den baldmöglichsten Tod des ehmaligen Königs gestimmt. Es ward daher erklärt, daß die gegen Ludwig erkannte Strafe der Tod sei.

Ludwig war auf dieses Urtheil schon vorher gefaßt gewesen. Als daher die Abstimmung geschlossen war, zeigte sein Vertheidiger, Deseze, der Nationalversammlung an, daß er von diesem Urtheile an die Nation appellire. Aber diese Appellation ward sogleich verworfen. Man fragte nur noch, wann das Urtheil vollzogen werden sollte. „Die Republik — rief Marat sogleich mit Ungestimm auf, — wird nur ein Kartenhaus sein, so lange der Tyrann noch den Kopf auf dem Rumpfe trägt. Ludwig sterbe innerhalb 24 Stunden.“ — Dieß war der nemliche

Marat, welcher am 24sten Okt. 1792 erklärt hatte, „daß, um Ruhe in der Republik zu haben, noch 270,000 Köpfe fallen müßten."

„Die Revolution fängt dann erst an — schrie Robespierre, — wann der Tyrann aufhört. Also höre er je eher je lieber auf."

Alle Gegenvorstellungen Brissots und mehrerer seiner Anhänger waren vergeblich. Mit 380 Stimmen gegen 310 ward in der Mitternacht vom 19ten auf den 20sten jeder längere Aufschub der Vollstreckung der Strafe verworfen.

Auch Orleans, der sich seit dem 15ten Sept. 1792 Philipp Egalite' nennen ließ, hatte mit Robespierre und Marat gegen seinen nächsten Anverwandten gestimmt. Er hatte alles menschliche Gefühl verläugnet, um seine Herrschbegierde zu befriedigen. Ludwig schmerzte dieß ausserordentlich, und selbst in der Nationalversammlung äusserten die Besseren ihren Abscheu gegen ihn. „Ich stimme — rief Manuel, als über die Bestättigung des Urtheils durch das Volk abgestimmt wurde" — ich stimme: ja! denn ich sehe hier keine Richter. Richter sind kalt, wie das Gesetz; Richter murren nicht, verläumden nicht; Richter würde Schauder ergriffen

fen haben, wenn sie gesehen hätten, wie ein Egalite', bei dem Urtheil über seinen nächsten Bluts-verwandten, nicht einmal aus Schaam, wenn auch gleich nicht aus Gewissen, zurücktrat."

Am Morgen des 20sten Jäners überbrachte der Justizminister Garat dem Könige das Urtheil. Mit zitternder Stimme las der Sekretär der Nationalversammlung die gefaßten Beschlüsse herab; aber ohne einiger Veränderung seiner Gesichtszüge, ausser daß bei dem Worte Verschwörung sein Mund sich in ein unwilliges Lächeln verzog, standhaft und mit ernster Gelassenheit hörte Ludwig sein Todesurtheil an. Er versicherte bloß darauf: „daß man ihm unrecht thäte, wenn man ihn der Verrätherei beschuldigte; seine Absichten wären immer so rein wie die Sonne, und sein einziger Wunsch das Wohl seiner Mitbürger gewesen." — Mit Rührung erzählte dieß Garat wieder. Nachdem Ludwig sein Urtheil erfahren hatte, übergab er Garat eine Schrift, welche er ihn der Nationalversammlung zu überbringen bat. Garat überbrachte sie. Sie enthielt die Bitte um Aufschub von drei Tagen und um mehr Freiheit. Zugleich wünschte er, seinen Beichtvater und seine Familie allein sprechen zu dürfen, und

daß

daß seine Familie sich nach seinem Tode hinbegeben dürfe, wohin sie verlange. Seine Bediente empfahl er der Wohlthätigkeit der Nation. — Der Aufschub wurde nicht gestattet; aber auf seine übrigen Bitten versprach man Rücksicht zu nehmen.

Seine letzte Zusammenkunft mit seiner Familie stelle sich der vor, welcher in dem Falle war, die Seinigen durch den Tod zu verliehren. Hier kein Wort weiter darüber. —

Noch Eines verdient erwähnt zu werden, ehe wir zum 21sten Jäner hinüberschreiten. Während der Abstimmung über Ludwigs Leben oder Tod war eine Staatsschrift vom spanischen Hofe der Nationalversammlung überreicht worden. Ohne sie zu eröffnen war sie mit Stolz beiseite gelegt worden. Nachher erfuhr man den Inhalt derselben. Der König von Spanien bot nemlich der Nationalversammlung, wenn sie das Leben seines Anverwandten, Ludwigs, schonen würde, darin seine Vermittlung an, um in Zeit eines Monaths den Frieden mit den kriegführenden Mächten herzustellen. Wie vieles Blutvergiessen hiedurch erspart worden wäre, können wir beurtheilen, und dabei

zugleich den gränzenlosen verderblichen Ehrgeitz aller Schreier verdammen.

Den 21sten Jäner Morgens 5 Uhr ließ sich Ludwig wecken; er hatte sehr gut geschlafen. Er wollte sich seine Haare von seinem Kammerdiener abschneiden lassen, und verlangte daher eine Scheere, — man verweigerte sie ihm. Ohne seine Familie noch einmal zu sehen, um ihr den Schmerz der Trennung zu ersparen, stieg er, nachdem er von seinem treuen Kammerdiener Clery, Abschied genommen und ihm für seinen Kronprinzen ein Petschier und für die Königin einen Ring übergeben hatte, in den Wagen, worin er zur Richtstätte geführt werden sollte. Bei'm Herausfahren aus dem Tempel riefen einige Stimmen: „Gnade! Gnade!" Aber bald ward es wieder stille, und so blieb es auf dem ganzen Zuge.

Ohne ein Wort auf dem Wege zu sprechen, ernst, nicht niedergeschlagen, kam Ludwig nach 10 Uhr zur Richtstätte, die seinem ehmaligen Pallaste gegenüber lag. Hier empfieng ihn der Scharfrichter mit einem Henkersknechte. Dieser Anblick erschütterte den Unglücklichen. „Sohn des heiligen Ludwigs" — sprach der Priester, der es merkte, zu ihm — der Himmel erwartet dich: steig gen Himmel!" —

Nun

Nun stieg Ludwig mit festem Schritte, mit grosser Fassung, das Blutgerüste hinan, ohne daß man in seiner Gesichtsfarbe eine Veränderung mehr wahrnahm. Er kleidete sich selbst aus. Dann schnitt ihm der Scharfrichter die Haare ab. Ludwig schauderte hierüber zusammen. Doch sogleich faßt' er sich wieder, und rief, gegen das Volk hingewandt, laut: „Franzosen! ich sterbe unschuldig. Ich verzeihe meinen Feinden, und wünsche, daß Frankreich" — —

Hier ließ Sanverre, ein Gehülfe Robespierres, die Trommeln wirbeln; man konnte also den König nicht weiter verstehen. Der Scharfrichter vollzog sein Amt; — der Kopf des unglücklichen Ludwigs fiel. Der Henker nahm ihn vom Boden auf, und trug ihn zweimal um das Gerüste herum zur Schau: von allen Seiten erscholl das Geschrei: „Es lebe die Nation! es lebe die Republik!" —

Mag Ludwig wirklich so schuldig gewesen sein, als ihn die Jakobiner dessen, das heißt, grossentheils ihrer eigenen Verbrechen, beschuldigt hatten — ich und mit mir gewiß jeder rechtliche Mann möchten keinen thätigen Antheil an seinem Tode genommen haben.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Druckfehler

im ersten Bande.

Seite 3 der Vorrede Z. 8 von unten lies: vernunftwidriges statt: vernunftwiedriges. — S. 6 derselben Z. 8 l. scheinen st. schienen.

S. 28 Z. 2 l. Dauphine st. Dauphins.

S. 29 Z. 1 l. was st. vas.

S. 34 Z. 1 l. Hofes st. Hofe.

Ebend. Z. 5 von unten bleibt nach „wie der Hof" das Comma weg.

S. 41 Z. 10 l. Versailles st. Vensailes.

S. 43 Z. 3 l. Ceremonien = Meister st. Cårmonien = Meister.

S. 48 Z. 9 v. u. fehlt nach können das Comma.

S. 56 Z. 5 ist das und zu streichen.

Ebend. Z. 13 l. dem st. den.

S. 63 Z. 9 l. versöhnt st. versehnt.

S. 66 Z. 3 l. Gerücht st. Gericht.

S. 82 Z. 7 v. u. l. Oktobers st. Okobers.

S. 88 Z. 2 v. u. l. gestreckten st. gestreckter.

S. 101 Z. 10 v.u.l. Gerüchte st. Gerichte.

S. 107 ist die Stelle: „daher erklärte diese Parthei u. s. w." wie folgt, zu lesen: „daher erklärte diese Parthei freimüthig in der Nationalversammlnng, daß der Pöbel, welcher die Aristokraten aufsuche, und ohne Urtheil und Recht, wie sie sich ausdrückte, abthue, geschont, und nicht gehindert werden müsse, den Staat" u. s. w.

S. 110 Z. 7 l. stehe st. stand.

Ebend. Z. 14 l. so gar st. sogar.

S. 116 Z. 16 l. derselben st. desselben.

S. 134 Z. 6 l. mußten st. müßten.

Ebend. Z. 14 ist nach indem das daß wegzulassen.

S. 153 Z. 13 nach Demagogen bleibt das Comma weg.

S. 229 Z. 12 l. Santerre st. Sanverre.

Andere Druckfehler, auf welche der Leser noch treffen mag, wird er, selbst zu verbessern gebeten.

1. 2

Kurz, Joseph, 1773-

Allgemeinfaßliche Geschichte der französischen Revolution für den gemeinen Mann erzählt

Bd.: 1

Straubing (1803)

Gall.rev. 963-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10424798-0